

**„Wir haben Glück gehabt.
Sonst wären wir nicht mehr da.“**
Juden aus dem Saarland erzählen

Text und Kommentar zur
Videodokumentation von Hans Horch
Kamera und Schnitt: Nadja Zehfuß-Bretz

Die Videodokumentation wurde herausgegeben
von der Stiftung Demokratie Saarland
und der Volkshochschule Stadtverband Saarbrücken

Saarbrücken 2002

Inhalt

Vorworte:

Friedel Läßle, Vorsitzender der Stiftung Demokratie Saarland 5

Michael Burkert, Stadtverbandspräsident Saarbrücken 7

Einführung 9

Zwölf Lebensläufe 11

Ein Kapitel aus der Geschichte der jüdischen Saarländer 21

Die Dokumentation im Unterricht 29

**„Wir haben Glück gehabt.
Sonst wären wir nicht mehr da.“
Juden aus dem Saarland erzählen** 32

Teil 1: Im Saargebiet (Band 1) 33

Teil 2: Im Saarland bis 1939 (Band 2) 48

Teil 3: In Frankreich bis 1940 (Band 3) 65

Teil 4: In Frankreich 1940 bis 1945 /1 (Band 4) 77

In Frankreich 1940 bis 1945 /2 (Band 5) 100

Teil 5: Rückkehr ins Saarland (Band 6) 123

Erläuterungen 143

Impressum

Dialog ist eine Reihe der Stiftung Demokratie Saarland.

Die Reihe kann bezogen werden von der Stiftung Demokratie Saarland

Bismarckstraße 99, 66121 Saarbrücken, Telefon (0681) 90626-0, Telefax (0681) 90626-25

Redaktion und Satz: Karoline Bommersbach

Druck und Weiterverarbeitung: Unionprint Satz und Druck GmbH, Saarbrücken

Die Videodokumentation „Wir haben Glück gehabt...“ entstand im Auftrag der Stiftung Demokratie Saarland und der Volkshochschule Stadtverband Saarbrücken. Alle Rechte an ihr und an dieser Textausgabe liegen beim Autor. Die Videodokumentation darf ausschließlich im schulischen Unterricht und von den anerkannten Trägern der Erwachsenenbildung verwendet werden. Vollständige oder auszugsweise Vervielfältigung, öffentliche Aufführung oder Sendung sind nicht erlaubt.

Damit unsere Demokratie lebendig bleibt...



Bismarckstraße 99, 66121 Saarbrücken
Telefon (0681) 90626-0, Telefax 90626-25

Vorwort

Der frühere Bundespräsident Richard v. Weizsäcker hat in seiner viel beachteten Rede vom 8. Mai 1985 folgendes festgestellt: „Wer aber vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart“. Der beharrliche Versuch, die Augen zu verschließen und das zwischen 1933 und 1945 Geschehene durch Verschweigen quasi ungeschehen zu machen, zieht, um es mit Richard von Weizsäcker zu sagen, nicht nur eine Blindheit für die Gegenwart nach sich, sondern kommt, so mein Eindruck, zumeist schon mit einer eingeschränkten historischen Wahrnehmungsfähigkeit einher, soweit es die Zeit vor dem Holocaust angeht. Ein unheilvoll verengter Blick, den es zu erweitern gilt. Juden, die im Saargebiet Kindheits- und Jugendjahre verbrachten, erzählen vor der Video-Kamera ihr Leben: Von ihren Familien ist die Rede, vom ungestörten Zusammenleben mit den Nichtjuden und davon, was es dann schließlich bedeutete, jüdisch zu sein.

Die Videodokumentation richtet sich in ihrer Aussage und Zielsetzung in erster Linie - wenngleich nicht ausschließlich - an die jüngere Generation und somit in die Zukunft. Wenn sie dazu beitragen kann, bei jungen Menschen in unserer Region ein unvoreingenommenes Interesse an jüdischer Geschichte als Teil der Regionalgeschichte und somit der eigenen geschichtlichen Identität mit all ihren Licht- und Schattenseiten zu wecken, wären Chancen genutzt und Perspektiven geschaffen.

Für die gute Zusammenarbeit danke ich dem Stadtverband Saarbrücken und Herrn Dr. Horch, der das Projekt nicht nur angeregt, sondern zusammen mit Frau Nadja Zehfuß-Bretz auch realisiert hat. Mein besonderer Dank gilt jedoch den Zeitzeugen, ohne die diese Dokumentation nicht hätte realisiert werden können.

Friedel Läßle
Vorsitzender der Stiftung Demokratie Saarland

Vorwort

Zu Beginn der Dreißiger Jahre, in einer Zeit von Wirtschaftskrise und nationalistischer Euphorie, ging eine Welle der Judenfeindschaft über das Saargebiet. Die meisten jüdischen Saarländer flohen ins Ausland. Die, die blieben, wurden Opfer von Verfolgung und Vernichtung. Aber auch die Geflohenen sahen sich, wenn sie nach Frankreich, Belgien und Holland gegangen waren, nach der Besetzung Westeuropas durch die Wehrmacht ebenfalls tödlicher Bedrohung ausgesetzt. Ungezählte wurden verhaftet, deportiert und ermordet. Die, die entkamen, lebten in ständiger Angst.

Die damals der jungen Generation angehörten, sind heute die letzten derer, die dieses Schicksal erlitten haben. Ihr Zeugnis wird bewahrt und an Jugendliche und nachkommende Generationen weitergegeben von einer an der Volkshochschule des Stadtverbandes Saarbrücken entstandenen Video-Dokumentation.

Zur Mahnung, alles zu tun, dass Ähnliches sich niemals wiederhole, und das heißt, alles zu tun, dass wahrhaft demokratische Kultur in die Köpfe und Herzen der Bürger finde.

Denjenigen, die um dieser Ziele willen es auf sich genommen haben, ihre schmerzhaften Erinnerungen wiederzugeben, danke ich im Namen der Bürger des Stadtverbandes Saarbrücken.

Michael Burkert

Stadtverbandspräsident

Einführung

Unter uns leben Menschen, die als Kinder und Jugendliche diskriminiert und verfolgt wurden, die aus dem Saarland flüchten mussten und mit Glück der ihnen zgedachten Ermordung entkamen.

Es ist höchste Zeit, sie zu fragen, wie es ihnen ergangen ist, ihr Zeugnis zu überliefern und es weiterzugeben insbesondere an die jüngeren Generationen.

Die Dokumentation „Wir haben Glück gehabt...“ versucht dieses. Sie ist im Rahmen der politischen Jugendbildung an der Volkshochschule Stadtverband Saarbrücken entstanden. In deren Mittelpunkt steht regionalgeschichtlicher Unterricht in politisch-ethischer Absicht. Von diesem kommt die Idee, aus dem einstigen Saargebiet stammende Jüdinnen und Juden zu bitten, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Und dadurch kommt es, dass Geschichten vom Entkommen im besetzten Frankreich den Schwerpunkt der Dokumentation bilden.

Zu danken ist der Stiftung Demokratie Saarland und der Volkshochschule Saarbrücken, die die Dokumentation ermöglichten, und der Synagogengemeinde Saar, ohne deren Hilfe sie nicht möglich gewesen wäre.

Der herzlichste Dank gilt denen, die zu den jungen und nachkommenden Generationen zu sprechen bereit waren.

Zwölf Lebensläufe

Louis Salomon, heute in Saarbrücken lebend, wurde 1921 in Merzig geboren. Er ist in Hilbringen bei Merzig als Sohn eines Viehkaufmannes aufgewachsen. Die seit Jahrhunderten in diesem Raum ansässige Familie hielt, wie auf dem Lande üblich, noch sehr auf die jüdische Tradition. Herr Salomon besuchte die Volksschule in Hilbringen und das Gymnasium in Merzig. Schwierigkeiten mit den katholischen Mitschülern und Nachbarn gab es nicht. Allerdings wurde Louis Salomon 1934 – wie alle jüdischen Schüler an der Saar – vom Gymnasium verwiesen.



Der sehr patriotisch gesonnene Vater, der stolz war, im Weltkrieg gekämpft und das Eiserne Kreuz bekommen zu haben, zögerte zunächst, ging dann aber Anfang 1936 mit der Familie nach Luxemburg. Ein Onkel, der bereits die französische Staatsangehörigkeit erworben hatte, kaufte in diesem Jahr einen Bauernhof in der Normandie, den die Familie in den folgenden Jahren bewirtschaftete. 1939 meldete sich Herr Salomon freiwillig zum Militärdienst, als Landwirt wurde er jedoch nicht eingezogen. Der Vater wurde bei Kriegsbeginn 1939 und erneut beim deutschen Angriff im Mai 1940 von den französischen Behörden interniert. Die Familie floh in südliche Richtung und konnte schließlich die Freilassung des Vaters erwirken. Zusammen mit etlichen Verwandten kam sie unter im Périgord, das später zur unbesetzten Zone gehören sollte. Dort arbeitete Herr Salomon wieder im Viehhandel, bevor er mit falschen Papieren nach Paris ging, wo er die zahlreichen Razzien unerkannt überstand.

Ruth Salomon wurde 1925 als Ruth Kahn in Saarbrücken geboren. Der Vater war Großkaufmann, auch er der jüdischen Tradition noch stark verpflichtet und aktives Mitglied der Gemeinde.



Die Familie ging 1935 nach Paris und floh nach der Einführung des gelben Sterns in die unbesetzte Zone. Ruth Kahn arbeitete mit dem OSE (Œuvre de Secours aux Enfants) zusammen, einer Organisation, der es gelang, jüdische Kinder vor dem Zugriff der Deutschen zu bewahren. 1944 kam sie nach Paris, wo sie mit falschen Papieren in einer Metzgerei arbeitete. Sie verlobte sich mit Louis Salomon. Unmittelbar nach der Befreiung heirateten die beiden.

Frau Salomons Vater zog es bald nach der Kapitulation nach Saarbrücken zurück. Er hatte die Vertreibung aus seinem geliebten Vaterland – auch er hatte im Ersten Weltkrieg gekämpft, war ausgezeichnet worden und stets sehr patriotisch – nie verwunden. Er begann einen Viehhandel und drängte Tochter und Schwiegersohn, zurückzukommen. Die Chance eines wirtschaftlichen Neuanfangs und der Wunsch des Vaters waren die Gründe, zurückzukehren. Insbesondere Ruth Salomon fiel die Rückkehr sehr schwer. Die 1946 wieder entstandene Gemeinde gab den Rückhalt, der sie sich schließlich darin finden ließ.

Salomons haben vier Kinder, die alle französische Schulen in Saarbrücken besuchten, in Frankreich studierten und heute teils dort, teils in den USA leben.

Kurt Stiefel, Saarbrücken, wurde 1921 geboren. Die Familie lebte damals in Bruchsal, wo sie eine Zigarrenfabrik betrieb. Als diese der Weltwirtschaftskrise zum Opfer gefallen war, zog die Familie nach Saarbrücken, wo der Vater als Tabakwarenvertreter arbeitete. Auch diese Familie hielt die Vorschriften der jüdischen Religion noch recht genau ein. Im Vorfeld der Saarabstimmung hatte Kurt Stiefel erste Diskriminierungen zu erleiden. Auch er wurde vom Gymnasium verwiesen, und er verlor zwei Lehrstellen.



Dem Vater wurden die Vertretungen gekündigt, und am 29. Februar 1936 verließ die Familie Saarbrücken. Die Eltern erwarben ein Textilgeschäft in Saint-Étienne, Herr Stiefel und sein Bruder besuchten dort die Schule. Nach dem deutschen Einmarsch enteignete die Vichy-Regierung das Geschäft der Familie. Herr Stiefel meldete sich zu den Chantiers de Jeunesse, einem staatlichen Arbeitsdienst. Im Département Isère eingesetzt, konnte er seine jüdische Herkunft verbergen. Nach der Besetzung ganz Frankreichs versuchten die Eltern, zu ihrem Sohn zu gelangen und sich mit seiner Hilfe zu verstecken. Unterwegs wurden sie von Feldgendarmen verhaftet und nach Drancy (dem Sammellager bei Paris) verbracht. Von dort aus wurden sie nach Auschwitz deportiert, wo sie ermordet wurden. Herr Stiefel trat 1944 unter Verheimlichung seiner Herkunft in die Garde Républicaine ein und kam so nach Paris, wo er, geschützt durch seine Uniform, den letzten Razzien entkam. Nach der deutschen Kapitulation war er als Besatzungsgendarm in Österreich. Um dem Indochina-Krieg zu entgehen, nahm er seinen Abschied und gründete in Sarreguemines (dt. Saargemünd – nicht weit von Saarbrücken entfernt) einen Buch- und Zeitschriftenvertrieb, der mit französischen Einfuhrlicenzen die Saarbrücker Buchhandlungen mit österreichischen Büchern versorgte. Einige Zeit später ging er nach Paris, wo er in der Reisebranche arbeitete. 1968 heiratete er die Tochter einer Saarbrücker Familie, die ebenfalls im französischen Exil überlebt hatte. So kam er zurück. Das Ehepaar Stiefel hat einen Sohn, der in Frankreich lebt.

Ruth Meyer, geb. Leuser, verw. Neher, kam 1921 in Saarbrücken zur Welt. Die elterliche Familie betrieb einen Möbelgroßhandel. Auch ihr Vater war ein „hunderfünfzigprozentiger Deutscher“, wie sie sagt. In religiösen Dingen war die Familie sehr liberal bis indifferent. Auf eine schöne Kindheit im gutbürgerlichen Milieu folgten erste Diskriminierungen und Gewaltakte in der Zeit vor der Saarabstimmung.



Die Familie übersiedelte nach Metz, wo Frau Meyer heute wieder lebt. Während ihr Vater unter seiner Vertreibung sehr litt, erlebte die junge Ruth eine gute Zeit im Internat in Nizza. Ab 1940 und insbesondere nach der Besetzung ganz Frankreichs im November 1942 begann für sie eine Zeit der Flucht, die sie in die Nähe von Toulouse verschlug. Dort heiratete sie und bekam – im Versteck! – einen Sohn.

Mehrmals der Verhaftung knapp entgangen, ging sie nach der Befreiung nach Metz. Sie unterhält vielerlei private Beziehungen nach Saarbrücken. Der Sohn und die 1950 geborene Tochter leben in Paris.

Leonie Marx wurde als Leonie Voss 1927 in Neunkirchen/Saar als Tochter eines Viehhändlers geboren. Die Familie konnte das Saarland erst 1939 verlassen, so dass Frau Marx als Kind brutale jüdenfeindliche Manifestationen erlebte. Vor allem unter der Isolation von den anderen Kindern litt sie sehr.



Im Exil im unbesetzten Frankreich verstarb die Mutter, so dass Leonie Voss als junges Mädchen die beiden jüngeren Geschwister aufziehen musste – immer wieder von

Verhaftung bedroht und oft in primitiven Verstecken. Einmal wurden die Kinder und ihr Vater von Gendarmerie ergriffen und in ein Lager gesperrt. Während die meisten Insassen deportiert wurden, ließ man die Familie Voss frei. Wie es dazu kam, weiß Frau Marx bis heute nicht. Möglicherweise lag es daran, dass ihr Vater sich 1939 zur französischen Armee gemeldet hatte.

Frau Marx war zunächst mit dem Vater nach Neunkirchen zurückgekehrt, später verheiratete sie sich nach Saareguemines. Sie hat einen Sohn und eine Tochter, die ebenfalls dort leben.

In Sarreguemines lebt auch **Jean Lewy**, 1923 in Saarwellingen geboren, als Spross einer seit Jahrhunderten dort vom ländlichen Handel lebenden, frommen und gut integrierten Familie. Er weiß zu berichten von guter Nachbarschaft, aber auch von ersten Anfeindungen durch junge Nachbarn, die Nazis geworden waren, vom Schulverweis, vom Boykott am 1. April 1933, der auch im Saargebiet, zwei Jahre vor der Rückgliederung, durchgeführt wurde. Die Familie, seit Ende der 20er Jahre in Völklingen ansässig, verließ das Saarland 1936 und überlebte mit falschen Papieren in der französischen Provinz.



Jean Lewy schloss sich der Résistance an und wurde nach der Landung der Alliierten in die französische Armee inkorporiert. Im Gefecht mit der Wehrmacht wurde er verwundet.

Sehr früh kehrte er ins Saarland zurück und ließ sich als Vieh- und Fleischkaufmann in Völklingen und Saarbrücken nieder. Nach seiner Heirat verlegte er seinen Wohnsitz auf Drängen des Schwiegervaters nach Sarreguemines.

Familie **Wachsmann** kam aus Polen. Der Vater war im Weltkrieg österreichischer Soldat gewesen. Die beiden ältesten der vier Söhne waren noch in Polen geboren. **Albert** kam 1925 in Sarreguemines zur Welt, wohin die Familie mittlerweile gezogen war, **Philipp** 1930 in Saarbrücken, wo die Familie seit 1927 oder 1928 ein Textilgeschäft betrieb. Wachsmanns gehörten offenbar zu jenen polnischen Einwanderern, die sich problemlos in die Gemeinde integrierten. Als dem Vater die Ausübung seines Geschäftes verboten worden war, wurde er Angestellter der Synagogengemeinde. Die beiden ältesten Brüder emigrierten mit der Jugendaljah nach Palästina. Albert hat zahlreiche Diskriminierungen und körperliche Angriffe durch Jugendliche in Erinnerung. Die Familie wollte nach Amerika auswandern, was indessen an der Quotierung der Einwanderung durch die US-Regierung scheiterte. 1938 sollte die Familie nach Polen abgeschoben werden. Die polnischen Behörden weigerten sich, sie aufzunehmen, weil die beiden Söhne im Ausland geboren waren. So kamen sie nach Saarbrücken zurück – und entgingen damit dem Schicksal ihrer zahlreichen polnischen Verwandten, die alle ermordet wurden.



Im November 1938 erlebten Albert und Philipp zusammen mit der Mutter die Ausschreitungen gegen die Juden und die Zerstörung der Synagoge. 1939 kam Albert mit einem Kindertransport nach Bradford/Yorkshire. Die Eltern und der neunjährige Philipp flüchteten auf verschiedenen Wegen nach Paris. Dort überlebten die Eltern, indem sie sich vor der Gendarmerie versteckten. Philipp kam zu Bauern im Périgord, die ihn bewahrten.

Die Eltern gingen nach der Befreiung nach Saarbrücken zurück und eröffneten wieder ein Stoffgeschäft. Albert, Philipp und der aus Pa-

lästina zurückgekehrte älteste Bruder halfen. Albert heiratete bald in Bradford und gründete dort sein eigenes, bald sehr erfolgreiches Textilunternehmen. Philipp verließ, wie viele Juden, das Saarland 1955 nach der zweiten Saarabstimmung. Er wurde Manager in der Textilindustrie in Brüssel, wo er heute noch lebt.

Auch die Familie von **Willy Gutmann**, der heute in Brüssel lebt und 1923 in Rockershausen (heute Ortsteil von Saarbrücken) geboren wurde, kam aus Polen. Die Eltern waren „Päcklerer“, d. h. sie betrieben einen ambulanten Aussteuerpakete-Handel; dies so erfolgreich, dass sie bald ein Haus und ein Auto – das von der Mutter gesteuert wurde – erwerben konnten. Die Familie war laizistisch eingestellt; der Vater war ein „Bundist“ (Angehöriger des sozialistischen Jüdischen Arbeiterbundes, der unter den polnischen und russischen Juden eine große Rolle gespielt hatte). Die Eltern integrierten sich sehr schnell, jiddisch sprachen sie nur noch das, was für die Ohren der Kinder nicht bestimmt war. Anfang der Dreißiger eröffneten sie in Saarbrücken eine Wäschemanufaktur und in St. Ingbert einen Laden. Willy besuchte dort das Gymnasium, das er 1934 verlassen musste.



1935 ging die Familie nach Frankreich und arbeitete in Montluçon wieder als „Päcklerer“. Nach der Besetzung lebte die Familie in Verstecken. Die Mutter jedoch wurde aufgespürt und nach Auschwitz deportiert. Zusammen mit Vater und Bruder gelang Willy Gutmann die Flucht in die Schweiz. Dort starb der Vater vor Trauer, nachdem er von der Ermordung seiner Frau erfahren hatte.

Herr Gutmann hat unmittelbar nach dem Krieg St. Ingbert aufgesucht. Der Empfang durch die, die das Familienvermögen angeeignet hatten, war so feindselig, dass er nicht mehr zurückkehrte. Auch einen späteren Besuch bei Bekannten in Saarbrücken erlebte er als bedrückend.

Ebenfalls in Brüssel lebt **Jean Lyon**, 1925 als Hans Lion in Saarbrücken geboren. Sein Vater, auch er hochdekorierter Weltkriegssoldat, vertrieb Kühlanlagen. Die Familie lebte in einem sehr guten Viertel, sie war der jüdischen Gemeinde eng verbunden. Prägendes Kindheitserlebnis in Saarbrücken: In der Volksschule mussten sich die jüdischen Kinder – schon vor der „Rückkehr“ – während der Pausen in einem separaten, mit einem Zaun abgetrennten Pferch aufhalten, sehr zur Schadenfreude der Mitschüler.



Lions emigrierten 1935 und kamen 1937 auf Umwegen nach Paris. Hans lebte zeitweilig (wie auch Frau Salomon) in einem von der Mutter Alfred Grossers gegründeten Kinderheim. Seitdem ist er mit Alfred Grosser befreundet. 1940 begann die Flucht von Versteck zu Versteck. Aix-en-Provence, Marseille, Briançon, Valence, Montpellier, Brive-la-Gaillarde und Saint-Flour (Cantal) waren zeitweilige Aufenthaltsorte.

Die Mutter (der Vater war in Paris gestorben) ging nach Saarbrücken zurück und eröffnete ein Textilgeschäft. Eine Tante, die mit einem Nichtjuden verheiratet gewesen und in Saarbrücken geblieben war, war ermordet worden. Herr Lyon studierte und arbeitete zunächst in Paris. 1948 kam er nach Saarbrücken, um der Mutter zu helfen. 1954 ging er nach Brüssel, wo er Textilgeschäfte gründete. Er hat dort geheiratet, Kinder und Enkelkinder blieben ebenfalls in Brüssel.

André Köster ist 1925 in Saarbrücken geboren. Seine Familie betrieb ein großes und bekanntes Kaufhaus. Vor der Übersiedlung nach Paris gelang es dem Vater, sein Unternehmen zum tatsächlichen Wert zu verkaufen. Nach guten Jahren in Paris und in einem englischen Internat floh André 1940 mit Geschwistern und Eltern in das Département Hautes-Pyrénées. Wegen der Besetzung ganz Frankreichs im November 1942 flüchtete die Familie auf Schmugglerpfaden über die Pyrenäen nach Spanien. Dort wurden sie zunächst in ein Gefängnis gesperrt. Dann durften die Eltern in Barcelona bleiben, während die Söhne nach Casablanca weiterreisen mussten. Dort schloss sich André Köster der Armee de Gaulles an. Nach einer Ausbildung in England kämpfte er in Nordfrankreich – u. a. gegen eine SS-Division.



Herr Köster ging nach dem Krieg nach Paris und wurde ein erfolgreicher Unternehmer in der Druckmaschinen-Industrie. Eine Rückkehr nach Saarbrücken hat er nie erwogen – er zog Paris und zahlreiche Geschäftsreisen durch alle Welt vor.

Gustav Peiser wurde 1929 in Saarbrücken geboren. Der Vater war Bankangestellter, der Großvater hatte ein Geschäft für Kurzwaren und Spielzeug am Beethovenplatz. Herr Peiser hat präzise Erinnerungen an die Zeit von Abstimmung und Rückgliederung, z. B. an den Besuch Hitlers in der Stadt. Der im ersten Weltkrieg schwer verwundete Vater glaubte an ein baldiges Ende der Herrschaft Hitlers und er vertraute darauf, durch sein Eisernes Kreuz vor der Verfolgung ge-



schützt zu sein. So blieb die Familie, auch als der Vater seine Anstellung verloren hatte und die Familie zunehmend isoliert wurde. Der Vater wurde von der Synagogengemeinde angestellt und half verarmten Gemeindemitgliedern. Von der Gestapo zur Kooperation gezwungen, schmuggelte er mit deren Unterstützung – es war noch die Zeit der Vertreibungen – jüdische Flüchtlinge über die Grenze. Die Schwester, 1920 geboren, schloss sich der zionistischen Bewegung an und emigrierte nach Palästina; sie lebt seither im gleichen Kibbutz.

In der Nacht vom 9. zum 10. November drangen SS- und Gestapomänner in die Wohnung der Familie ein, sie zerstörten das Inventar und verhafteten den Vater. Der Vater wurde zusammen mit anderen verhafteten Juden durch die Stadt geführt, vom Pöbel in vielerlei Weise gedemütigt und geschmäht. Er wurde ins KZ Dachau eingeliefert und kam im Januar 1939, von der Haft gezeichnet, zurück. Nach dem Pogrom wurde Gustav Peiser immer wieder von Gleichaltrigen angegriffen, so dass er sich nicht mehr auf die Straße wagte. Die Eltern ließen ihn über die Grenze zu Onkel, Tante und Cousin bringen, die frühzeitig emigriert waren. Mit ihnen floh Gustav Peiser bei Kriegsausbruch nach Volvic in der Auvergne und nach Lunel im Département Hérault. Nach der deutschen Besetzung des Südens gelangte die Familie unter abenteuerlichen Umständen und mit sehr viel Glück in die Schweiz. Herrn Peisers Eltern und Großeltern waren nicht mehr aus Deutschland herausgekommen. Die Großeltern starben in Theresienstadt am dort herrschenden Elend. Die Eltern wurden mit einem der letzten Deportationszüge nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Herr Peiser studierte Jura und wurde Professor für Öffentliches Recht in Grenoble. In der zweiten Hälfte der 50er Jahre war er eine Zeit lang Assistent an der Saarbrücker Universität.

Ein Kapitel aus der Geschichte der jüdischen Saarländer

Im Saargebiet bis 1935

Nach Herkunft, sozialer Stellung, Stärke der Religionsbindung, Assimilationsgrad und Schulbildung betrachtet können die zwölf, die uns ihr Leben erzählten, als repräsentativ angesehen werden für die Judenheit der Saarregion.¹ Seit vielen Jahrhunderten in der Region ansässig, ursprünglich im ländlichen, im Zuge der Emanzipation auch im städtischen Handel tätig, dann zunehmend in den freien, besonders den akademischen Berufen vertreten, befanden sie sich in einem beachtlichen sozialen Aufstiegsprozess. Sie hatten die Gepflogenheiten des Bürgertums angenommen und damit auch dessen ausgeprägten Nationalismus.

Jüdisch zu sein hieß für sie lediglich, eine spezifische Konfession gewissermaßen ererbt zu haben, wobei die Bedeutung der Religion für das Leben bereits im Schwinden war. Soweit es Reibereien gab, etwa zwischen jüdischen und christlichen Schülern, unterschieden sich diese nicht von den Konflikten zwischen Katholiken und Protestanten. Allerdings blieben christlich-jüdische Ehen eine noch größere Rarität als katholisch-protestantische. Sonst scheint sich die jüdische Milieubildung nicht unterschieden zu haben von der eng an die katholische Kirche gebundenen proletarisch-dörflichen und von der protestantischen Mittelschichten in der Stadt. Offensichtlich fühlten die Juden sich als Gruppe und Individuen wohl integriert in die Gesellschaft, weder ausgegrenzt noch überlegen. Ausschreitungen, die es im Oktober 1919 gegeben hatte, waren in den ruhigen Jahren offenbar vergessen worden, und die Hetze der Rechtspresse wurde nicht ernst genommen. Zu Anfeindungen kam es erst, als die Nazibewegung in Deutschland erstarkte, zunehmend seit Hitlers Kanzlerschaft, dann bis zu einer Welle der Gehässigkeit gesteigert im Jahr vor der Saarabstimmung vom 13. Januar 1935. So

wurde am 1. April 1933 der Boykott von Geschäften jüdischer Inhaber auch im Saargebiet – zwei Jahre vor der Rückgliederung – durchgeführt. 1934 wurden vor allem Kinder und Jugendliche von Mitschülern angegriffen und von Lehrern und Lehrherren diskriminiert. Da auch Lehrer, die keine Nazis waren, in vorauseilendem Gehorsam die Übergriffe duldeten und die jüdischen Schüler vom Gymnasium verwiesen wurden, entschloss sich die Saarbrücker Gemeinde zur Gründung einer eigenen Schule. Die jüdischen Kinder und Jugendlichen erlebten diesen unfreiwilligen Ausschluss, dem auch der von Vereinen und Freizeistätten folgte, als sehr schmerzlich. Als das Abstimmungsergebnis vielerorts auch mit antijüdischen Ausschreitungen – nicht nur durch Nazis² – gefeiert wurde, entschlossen sich die meisten Juden des Saargebietes zur Flucht.

Im Saarland 1935 bis 1939

Der Völkerbund hatte auf Initiative jüdischer Organisationen dem Deutschen Reich das Zugeständnis abgerungen, den Rechtsstatus der Juden des Saargebietes bis zum 29. Februar 1936 unverändert zu lassen und zudem jeden, der dies wünschte, unter Mitnahme seiner Vermögenswerte ausreisen zu lassen. Frankreich gestand den Emigranten den Status des „réfugié sarrois“ zu, d. h. sie erhielten eine unbefristete Aufenthalts-, aber nicht unbedingt eine Arbeitserlaubnis. Auch Luxemburg nahm großzügig Flüchtlinge auf. Mehr als die Hälfte der jüdischen Saarländer nutzten die Chance, die die deutsche Garantieerklärung ihnen gab. Auch wenn sie beim Verkauf ihrer Unternehmen und Wohnungen im Allgemeinen schlechte Preise erzielten, so standen sie sich doch besser als die deutschen Juden, die im Falle der Emigration enteignet wurden.

Viele von ihnen gelangten von Frankreich und Luxemburg in die USA oder nach Südamerika, einige auch nach Palästina.³ Während die feindselige Stimmung nach 1935 abgeflaut zu sein scheint, hatten die im Saarland gebliebenen Juden ab März 1936 die jüdenfeindliche

Politik des Deutschen Reiches zu ertragen: Entlassungen, Enteignungen, bürokratische Schikanen, Isolation. Zurückgeblieben waren alte und ärmere, vor allem auf dem Land lebende, zudem polnische Staatsangehörige, die auf ihre Visa nach Amerika warteten, auch manche, die darauf vertrauten, als ehemalige Weltkriegssoldaten vor Schlimmerem geschützt zu sein.

Die Mitglieder der kleiner und ärmer gewordenen Gemeinde schlossen sich enger zusammen als zuvor und sie versuchten, durch eigene Vereine und Veranstaltungen den Ausschluss vom öffentlichen und kulturellen Leben zu kompensieren. Die zionistische Bewegung, vorher bedeutungslos, erlebte nun verstärkten Zulauf, und eine Reihe von Jugendlichen konnte mit ihrer Hilfe nach Palästina auswandern.

Die Saarbrücker Gemeinde wurde von der Gestapo genötigt, Flüchtlingen zum illegalen Grenzübergang nach Frankreich zu verhelfen. Noch war es Politik des Nazistaates, die Juden außer Landes zu bringen. Da die Nachbarstaaten keine Flüchtlinge mehr aufnahmen, griff man zu diesem Mittel, wobei die Gemeinde die Zusammenarbeit natürlich nicht verweigern konnte.

Im März 1938 wurden die Juden polnischer Nationalität, wie in ganz Deutschland, festgenommen und nach einer Nacht in Gestapo-Haft nach Polen abgeschoben. Im November 1938, vier Wochen nach der Einweihung des „Gautheaters Saarpfalz“ in Anwesenheit Hitlers, wurden auch im Saarland die Synagogen niedergebrannt, die Wohnungen der Juden verwüstet, die Männer von Gestapo festgenommen und in die Konzentrationslager gesperrt. In Saarbrücken zwang man sie zuvor zu einem demütigenden Umzug durch die Innenstadt. Dass der Pogrom von der Bevölkerung abgelehnt worden sei, wird von den Augenzeugen nicht bestätigt. Wer immer noch die Chance hatte, versuchte nach der Entlassung aus dem Konzentrationslager im Januar 1939 das Land zu verlassen oder wenigstens die Kinder ins Ausland zu schicken.

In Frankreich 1935 bis 1940

Die ersten Jahre im französischen Exil blieben für die Saarflüchtlinge ohne die Not, die andere oft leiden mussten. Überwiegend wird von freundlicher Aufnahme berichtet. Wenn es Ablehnung gab, so weil die Fremden Deutsche waren. Judenfeindschaft ist keinem der Erzählenden begegnet. Auf dem Lande, so wurde berichtet, wusste die Bevölkerung oft gar nichts von der Existenz von Juden. Mit großer Dankbarkeit wird von den französischen Schulen erzählt, wo die Flüchtlingskinder sich stets freundlicher Aufmerksamkeit erfreuten.

Trotz relativ guter Lebensumstände scheinen doch vor allem die Väter, weniger die Mütter, unter Heimweh gelitten zu haben und insbesondere unter der Kränkung, aus ihrem geliebten Deutschland verjagt worden zu sein.

In Frankreich 1940 bis 1945

In Frankreich endeten die guten Zeiten der Flüchtlinge mit dem deutschen Einmarsch 1940. Behindert dadurch, dass häufig die Väter als „feindliche Ausländer“ von den französischen Behörden interniert worden waren, flohen viele von ihnen, zusammen mit hunderten Franzosen, vor den näher rückenden Truppen Richtung Süden und Westen. Viele gelangten so in die Teile Frankreichs, die nach dem Waffenstillstand unbesetzt blieben. Dort waren die Chancen zu entkommen besser, so dass auch noch in späteren Jahren viele versuchten, über die Demarkationslinie zu gelangen. Ab Juli 1942 begann jedoch die Vichy-Regierung, ausländische Juden, zuerst die in Heimen und Lagern lebenden, an die Deutschen auszuliefern. Im November 1942 besetzte die Wehrmacht den Süden, und nun suchten Gestapo und Feldgendarmerie jeden zu verhaften, dessen sie habhaft wurden. Glücklicherweise ließ die von der Vichy-Regierung zur Kollaboration verpflichtete Gendarmerie es oft an

Verfolgungseifer fehlen, und es gab, insbesondere auf dem Lande, Möglichkeiten, unterzuschlüpfen.

In der besetzten Zone waren die Juden schon ab September 1940 registriert und enteignet worden. Nach dem Angriff auf die Sowjetunion drängte der Befehlshaber der Wehrmacht in Frankreich darauf, die Juden nach Osten zu deportieren. Im Dezember 1941 begannen die Verhaftungen, ab März 1942 rollten die Deportationszüge vom Sammellager Drancy bei Paris nach Auschwitz, Razzia folgte auf Razzia bis kurz vor der Befreiung von Paris im August 1944.⁴

Wer sich falsche Papiere besorgen konnte, hatte selbst in Paris Überlebenschancen – wenn die Papiere gut waren. Es war einfach, Formulare und Fotos zu bekommen. Der nächste Schritt war der Stempel der Gendarmerie oder eines Bürgermeisters. Viele halfen oder drückten ein Auge zu. Wirkliche Sicherheit gab es aber nur, wenn die Papiere bei einer Gemeinde eingetragen waren – die Verfolger fragten manchmal nach. Auch hier half mancher Bürgermeister, aber Papiere dieser Qualität waren selten.

Blieb, sich zu verstecken. Zuweilen reichte es, im Treppenhaus zu warten, bis die Gendarmerie wieder abgezogen war. Auf dem Lande flüchtete man, wenn die Verfolger nahten, in den Wald, in Felder oder man verbarg sich in Ställen.

Wurde eine Region intensiv abgesucht, versuchten manche, in andere Gegenden zu kommen, aber das Reisen war besonders gefährlich, denn die Züge und Bahnhöfe wurden scharf kontrolliert.

Dennoch gelang es manchen, beispielsweise in die Zone links der Rhône zu gelangen, die von November 1942 bis September 1943 von italienischen Truppen besetzt war. Zum großen Ärger der Deutschen lehnten es die Italiener ab, Juden zu verhaften und auszuliefern.

Wieder andere versuchten, ins Ausland zu gelangen, z. B. nach Spanien, das ebenfalls keine Juden auslieferte. Anders die Schweiz, die zahlreiche Flüchtlinge zurückwies – in den sicheren Tod, allerdings bei Familien mit Kindern auch Ausnahmen machte. In ihrer Verzweiflung versuchten etliche der Verfolgten, trotz des Risikos die Schweiz zu erreichen.

Die Verfolgten erhielten in Frankreich mancherlei Hilfe. Bauern nahmen jüdische Kinder auf und gaben sie als die ihren aus, auch Klöster versteckten sie. Die Résistance – insbesondere die kommunistische – rettete viele Menschen, und erstaunlich viele Gendarmen warnten die Bedrohten vor der baldigen Verhaftung. Als im Juni 1942 die Juden gezwungen wurden, den gelben Stern zu tragen, gab es mutige Solidaritätsbekundungen.

Es gab auch Denunziation. Einer unserer Erzähler wurde in Paris erkannt von einem früheren Nachbarn, der nur mit Mühe von Bekannten gehindert wurde, zur Gendarmerie zu gehen. Eine Familie wurde auf dem Weg in die Schweiz angezeigt – aber die Frau des Denunzianten konnte die Verratenen rechtzeitig warnen. Von einem Klima der Denunziation – wie es in Deutschland herrschte – konnte aber in Frankreich keine Rede sein.

Immer wieder gerieten die Verfolgten in gefährliche Situationen, bei Kontrollen oder plötzlichem Auftauchen von Gendarmen oder Soldaten. In dieser Situation dramatisierte sich ihre Konstellation, nur dank Zufällen überleben zu dürfen. Entsprechend traumatisch sind die Erinnerungen, insbesondere derer, deren Eltern verhaftet, deportiert und ermordet worden sind.

Die Verfolgten hatten kaum Chancen, sich zusammenzutun, um einander zu helfen. Dennoch konnte die schon vor der Besetzung entstandene Organisation „Euvre aux Secours des Enfants“, die Heime unterhielt, Kinder verstecken und in die Schweiz bringen. Und da gab es noch den Maquis, die bewaffnete Widerstandsbewegung, der sich manche Juden anschlossen, und auch Gelegenheiten, sich zu den Truppen de Gaulles zu melden und gegen die Wehrmacht zu kämpfen.

Rückkehr

Nur wenige derer, die im Ausland überlebt hatten, kehrten nach der Niederwerfung Deutschlands in die Heimat zurück. In Saarbrücken, wo einmal knapp 3.000 Juden gelebt hatten, entstand 1946 wieder

eine Gemeinde, zu der weniger als 200 Rückkehrer gehörten und eine Gruppe von Lagerüberlebenden meist polnischer Nationalität, die es nach Saarbrücken verschlagen hatte.

Bei der Entscheidung zur Rückkehr spielten viele Gründe mit. Zum einen war es nicht unbedingt eine Rückkehr nach Deutschland, denn das Saarland stand zunächst unter französischer Militärverwaltung, dann wurde es ein unter starkem französischen Einfluss stehendes, teilselbstständiges, jedenfalls nicht zu Deutschland gehörendes Gebiet. Wie wichtig dies für die Rückkehrer war, sieht man daran, dass nach der Entscheidung der Saarländer, der Bundesrepublik beizutreten, eine neue Auswanderungswelle einsetzte und viele nach Frankreich zurückgingen oder nach Brüssel auswanderten, wo sich eine kleine Kolonie jüdischer Saarländer gebildet hatte. Wer blieb, behielt zusätzlich zur deutschen die französische Staatsangehörigkeit oder erwarb sie. Die Kinder der in jungen Jahren Geflüchteten wurden auf die französischen Schulen in Saarbrücken geschickt. Sie studierten in Frankreich, wo sie schließlich auch blieben, ihre Berufskarriere machten und ihre Familien gründeten.

Etliche Männer aus der Vätergeneration hatten wohl auch auf der Rückkehr bestanden, weil sie in Frankreich nicht heimisch werden konnten, sich so „deutsch fühlten“, wie oft gesagt wurde. Um dies zu verstehen, muss man sich vergegenwärtigen, dass der Schrecken über die Vernichtung, deren ganzes Ausmaß nach dem Krieg bekannt wurde, die Wahrnehmung lähmte, und dass es Jahrzehnte dauerte, bis ein Bewusstsein des Geschehenen möglich wurde. Darum fragte sich auch kaum jemand, welche Rolle die Nachbarn, die Kunden in den vorangegangenen Jahren gespielt hatten, und als diese so taten, als sei nichts gewesen, so ließ man sich gerne darauf ein. Es waren anscheinend eher die Töchter, die, als junge Frauen zurückgekehrt, unter Angst litten. Die jungen Männer mussten mit anpacken beim dringend notwendigen Neuaufbau einer wirtschaftlichen Existenz, was sie offenbar mit Eifer taten. Auch hier halfen die französische Staatsangehörigkeit und die gute Kenntnis französischer Verhältnisse, so dass das Import-Export-Geschäft solide Chancen abgab. Andere Familien kehrten auch zurück, weil die Väter, als Juristen etwa, ihren Beruf im Ausland nicht ausüben konnten.

Hatte sich die jüdische Gemeinde vor Hitlers Herrschaft als Konfession unter anderen Konfessionen verstanden und am öffentlichen Leben teilgenommen, so blieb man nach 1946 lieber in der Isolation. Die Juden bildeten zum ersten Mal eine separate Gruppe, die außerhalb des Erwerbslebens kaum Kontakte pflegte mit der nichtjüdischen Umwelt, ausgenommen zeitweise die französische Kolonie. Erst spät und dann langsam und auch nicht bei allen entstanden freundschaftliche Beziehungen zu Nichtjuden, nur Einzelne übernahmen öffentliche Funktionen, etwa in Verbänden oder Vereinsvorständen. Da die nachwachsende Generation – die heute 40- bis 50-Jährigen – fast vollständig das Saarland verlassen hatten (die Kinder der Lagerüberlebenden sind fast alle nach Israel gegangen), wird die Rückkehr jüdischer Saarländer Episode bleiben.

Die heutigen Verhältnisse in Deutschland werden recht optimistisch beurteilt. Trotz großer Beunruhigung über gewalttätigen Rechtsextremismus glauben die Zurückgekehrten, in der Bundesrepublik ohne Angst leben zu können. Sie setzen auch einiges Vertrauen in die jüngere Generation, die sie als sehr verschieden von ihren eigenen Altersgenossen erleben. Vergessen werden sie nie. Und so kann das Zutrauen in die aktuellen politischen Verhältnisse das Urvertrauen in die Zivilisation nicht zurückbringen.

Die Dokumentation im Unterricht

Wird die eigene Region im zeitgeschichtlichen Unterricht berücksichtigt, so werden historische Prozesse als in der Erfahrungswelt der Schüler wirkend aufgezeigt. Abstraktes wird konkretisiert. Zugleich wird, wenn das Funktionieren der Nazi-Herrschaft auch in einer von den Zentren der Macht und der Vernichtung abgelegenen Region dargestellt wird, verdeutlicht, in welchem hohem Maße die Nation in diese Herrschaft integriert war.

Menschen aus der Region, die zur Zeit der Verfolgung im Alter der angesprochenen Schüler waren, erzählen zu hören, Menschen zu sehen und zu hören, die ermordet werden sollten, im Bewusstsein, dass Millionen solcher Menschen ermordet worden sind; dies gibt der Geschichtsdarstellung eine ganz eigene Eindringlichkeit, und es macht bewusst, dass die Epoche, von der gesprochen wird, noch nicht in historische Ferne gerückt ist.

Die Volkshochschule zeigt während ihrer Stadtrundfahrten mit dem Thema „Saarbrücken unter Hitlers Herrschaft“ nach der vor dem Staatstheater gegebenen Darstellung des nationalistischen Rausches, den die Saarabstimmung auslöste, Ausschnitte, in denen von Schulverweisen, Angriffen durch Mitschüler und von der Feigheit der Lehrer die Rede ist. Außerdem lässt sie, nach dem Besuch des Ortes der zerstörten Synagoge, die Geschichte der Ausschreitungen im November 1938 von Opfern selbst erzählen.

Ausschnitte aus der Dokumentation können den schulischen Unterricht in Geschichte, Sozialkunde/Politik, Religion, Ethik und Literatur unterstützen durch den Rückgriff auf diese Themen:

Teil 1: Im Saargebiet

- Leben der jüdischen Deutschen vor 1933

- Verfemung und Anfeindung
 - von Kindern und Jugendlichen durch Kinder und Jugendliche
 - toleriert durch vorweggenommene Anpassung der Lehrer

Teil 2: Im Saarland bis 1939

- Verfolgung der Juden bis 1939
 - Ausschluss von der Schule und von öffentlichen Einrichtungen
 - Einschüchterung
 - Isolation
 - Angriffe durch Gleichaltrige
 - Auswanderung nach Palästina
 - Abschiebung nach Polen
 - Pogromnacht November 1938
 - unsolidarisches Verhalten der Bevölkerung

Teil 3: In Frankreich 1935 bis 1940

- großzügige Asylgewährung durch Frankreich und Luxemburg
- überwiegend freundliche Aufnahme der Fremden

Teil 4: In Frankreich 1940 bis 1945

- Verfolgung und Vernichtung der Juden in den von der Wehrmacht besetzten Ländern
- Überleben in Verstecken
- Fluchten
- falsche Papiere
- Solidarität und Mitmenschlichkeit
- Denunziation
- glückliches Entkommen

- Verhaftung und Deportation
- Gegenwehr

Teil 5: Rückkehr

- Rückkehr, ihre Gründe und Schwierigkeiten
- Entwicklung der saarländischen Gemeinde nach 1946
- Betrachtungen zur heutigen Situation

Um die Auswahl der Szenen für den Unterricht zu erleichtern, wird im Folgenden der vollständige Text der Dokumentation wiedergegeben. Über den kursiv gesetzten Zwischentiteln oder den Namen der Sprechenden eingefügte Ziffern geben die dort jeweils erreichte Laufzeit des Videos an.

Anmerkungen:

1. Zu deren Geschichte vgl. Albert Marx, Die Geschichte der Juden an der Saar. Vom Ancien Régime bis zum Zweiten Weltkrieg, Saarbrücken 1985
2. Zu den Ausschreitungen im Januar 1935 s. auch Lothar Kahn, Exile from Rehlingen Saar. Der Weg ins Exil – Erinnerungen eines Rehlingers, hg. v. Werner Klemm, Saarbrücken 2001
3. Von 50 ermittelten Familien aus der Stadt Merzig lebten in den 1980er Jahren 21 in den USA, 20 in Frankreich, 3 in Brasilien, 2 in Argentinien, 2 in Israel und je eine in Holland und in Belgien.
4. Zur Verfolgung der Juden in Frankreich vgl. Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden, 3 Bde., Frankfurt/M. 1990, Bd. 2, S. 641 bis 701. Zur Rolle der Wehrmacht in Frankreich vgl. Ulrich Herbert, Die deutsche Militärverwaltung in Paris und die Deportation der französischen Juden, in: ders. (Hg.), Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939-1945, Frankfurt/M. 1998

„Wir haben Glück gehabt. Sonst wären wir nicht mehr da.“ Juden aus dem Saarland erzählen

Video-Dokumentation von Hans Horch

Kamera und Schnitt: Nadja Zehfuß-Bretz

1933 lebten im Saargebiet etwa 4.700 Juden. Fast 90 % von ihnen wurden bis 1939 ins Ausland vertrieben. Ihre Synagogen wurden verbrannt. Wer nach Amerika, Palästina oder England gelangte, war in Sicherheit. Die meisten kamen aber nur bis Frankreich, Belgien und Holland.

Nachdem die Wehrmacht diese Länder besetzt hatte und die Politik der Vertreibung von der Vernichtung abgelöst worden war, standen sie drei Jahre lang unter der Gefahr, verhaftet, deportiert und ermordet zu werden.

Nach einer unvollständigen Liste im Historischen Museum Saar starben fast siebenhundert jüdische Saarländer in den Vernichtungslagern.

Fast die Hälfte der Vertriebenen waren Kinder und Jugendliche. Sie gehörten zur Generation der Anne Frank, die heute, im Jahr 2002, 73 Jahre alt sein könnte.

Zwölf Menschen, die zwischen 1920 und 1930 geboren wurden, die als Kinder und Jugendliche das Saarland verlassen mussten, und die in Frankreich überlebt haben, haben mir ihr Leben erzählt.

Teil 1: Im Saargebiet

04:30

Immer wieder ist mir berichtet worden, dass die Juden im Saarland gut in die Gesellschaft integriert und erfolgreich waren, dass sie angesehene Bürger waren, und dass sie in guter Nachbarschaft mit den christlichen Glaubensgemeinschaften lebten. Das änderte sich, als die Nazibewegung stark wurde in Deutschland. Als Hitler zum Reichskanzler ernannt worden war, steigerten sich die jüdenfeindlichen Äußerungen. Ganz schlimm wurde es dann 1934, im Jahr vor der Saarabstimmung, als insbesondere Kinder und Jugendliche von Lehrern und Mitschülern malträtiert worden sind. Dies ist wohl gemerkt geschehen, bevor das Saargebiet an Deutschland angeschlossen worden war.

06:00

Ruth Salomon, Saarbrücken, dort geboren 1925:

Ich bin eine geborene Kahn. Meine Mutter ist eine geborene Salomon. Manchmal meint man, das wäre dieselbe Familie, aber es ist nicht dieselbe Familie, es ist Zufall. Meine Mutter ist hier in Wallerfangen geboren und mein Vater in Hüttersdorf. Also wir sind seit Generationen eigentlich hier im Saarland, und scheinbar haben sich die Großeltern und Urgroßeltern oder auch vielleicht Ur-Urgroßeltern sehr wohl hier gefühlt. Deshalb sind wir eigentlich einheimisch hier und haben gar nicht das Gefühl, dass wir nicht hierher gehören, was manchmal doch heute zum Ausdruck kommt, aber da möchte ich jetzt nicht zurückgreifen. Das Leben hier war, wie eben gesagt, bis zur Nazizeit ein recht angenehmes Leben für uns.

Und Sie haben sich überhaupt nicht fremd oder ausgegrenzt gefühlt?

Bis dahin, nein. Bis dahin waren wir absolut integriert, auch in den Dörfern, wo meine Großeltern her sind. Wir waren ganz einfach hier,

wie jeder deutsche Jude sich wohl gefühlt hat. Wir haben gar keinen Unterschied gemerkt.

Und Ihre Großeltern und Eltern: Haben sie jemals berichtet von Antisemitismus, Judenfeindschaft im Saarland?

Nein. Meine Großeltern und meine Eltern haben ja bis dahin auch absolut wie jeder andere Bürger hier gelebt. Wir haben wirklich also eine sehr schöne Zeit hier verbracht.

Es ging Ihnen gut, wirtschaftlich?

Ja, wirtschaftlich sehr gut. Mein Vater war hier Großkaufmann gewesen und hatte auch einen sehr guten Namen hier und finanziell hatten wir überhaupt keine Probleme. Es war eigentlich wirtschaftlich alles in Ordnung.

Hat die jüdische Religion, das Gemeindeleben, eine größere Rolle gespielt in Ihrer Familie?

Ja, eine sehr große Rolle. Mein Vater war hier im Vorstand in der Gemeinde. Sein Leben war umgeben von „Jüdischkeit“, würde ich jetzt einmal sagen. Wir haben unseren Freitagabend gehalten. Meine Eltern sind freitagabends in die Synagoge gegangen. Wir hatten hier – was mich anbetrifft – Religionsunterricht, und zwar mit dem Lehrer Loewy, dem Vater von Frau Bejerano. Und von Lehrer Friedemann. Und wir gingen dann in der Woche einmal in den hebräischen Unterricht und einmal in den Bibelunterricht, und das war eigentlich gang und gäbe, das war ein ganz normales Leben. Ich ging in die Schmollerschule, und habe in der – na, wie hieß die Schule, ich komme im Moment nicht darauf, in der Nassauer Straße hier... also das war meine erste Schule, und dann in die Schmollerschule, und dann natürlich hat man mich rausgeschmissen als Jüdin. 1934 musste ich dann in die jüdische Schule gehen, die dann ganz plötzlich gegründet wurde, mit nicht besonders hoch qualifizierten Leuten, d. h. die Lehrer wurden eben herbeigezogen, weil die anderen durften ja nicht mehr bei uns unterrichten, es war ja unmöglich.

War dieser Verweis von der Schule Ihre erste Erfahrung mit dem nationalsozialistischen Terror?

Ja, ich würde das nicht ganz sagen, denn 1934 fing ja hier im Saarland schon dieser Antisemitismus an. Ich merkte in der Schule schon, dass einige Kinder von zu Hause aus so richtig, wie man in gut Deutsch sagt, „aufgestipelt“ waren gegen die Juden, und meine erste Schlägerei war, als ich in der Schmollerschule schon gewesen bin. Da hat mich eine – ich möchte die Person nicht mehr nennen, sie existiert noch –, sie hat auf mich gewartet, hat mich geprügelt, hat mir die Haare rausgezogen. Ich hab natürlich dagegen gekämpft, und das war meine erste Schlägerei, und ich glaube, da gab es schon einen gewissen Schock, was ein Kind schon so erleben kann. Dann kamen wir auf die – wie eben gesagt – jüdische Schule, wo ich mich nicht ganz wohl fühlte, weil ich war ein offenes Kind gewesen, und ich hab da keinen Unterschied gesehen. Und plötzlich, auf einmal, war ich etwas „Besonderes“ im negativen Sinn, und das hat natürlich weh getan.

Wie haben sich denn Ihre Klassenkameradinnen verhalten? Hat Ihnen jemand geholfen?

Nein, eigentlich nicht. Die waren ruhig. Die haben nicht auf die eine Seite tendiert, noch auf die andere. Es gab keine Hilfe. Es gab auch keinen Wortwechsel. Die Schülerinnen haben sich eigentlich relativ ruhig verhalten. Nur, abgesehen von dieser Prügelei.

Und die Lehrer?

Die Lehrer waren auch ziemlich ruhig, aber nicht pro und nicht contra. Weil da war schon eine gewisse Ambiente, die besagte, man könnte ja nicht wissen, was da noch kommt. Und da wollte man sich doch nicht einfach hineinsehen. Also man wollte einfach nichts wissen – ganz einfach.

Also schon vor dem Anschluss an Hitlerdeutschland ging das schon so los.

Ja, vor 1935. Also mein Vater war da schon sehr, sehr aufmerksam gewesen und hat 1934 schon versucht, sein schönes Haus zu verkaufen – wir haben am Staden gewohnt – und hat es aber nur unter der Bedingung verkauft, dass, wenn die Nazis gewinnen, dass dann der Verkauf gültig ist. Würde aber der Status quo gewinnen, wäre

das Haus dann immer noch sein Eigentum. So wurde damals verhandelt. Man hoffte immer noch, es kann nicht möglich sein, es kann nicht wahr sein. So viele Generationen hier und dann plötzlich dieser Abbruch, dieses „Wegsichdenken“ in ein fremdes Land, das war überhaupt unmöglich, dieser Gedanke.

Wie haben Ihre Eltern denn reagiert, als Sie in der Schule geschlagen worden sind?

Ja, mein Vater war gefasst. Es kam auch so weit, dass unser Nachbar seine Blumen im Garten pflanzte als Hakenkreuz. Die Blumen in einem Rasen wurden so gepflanzt, dass es dann im Frühjahr ein Hakenkreuz war.

Hat Ihr Vater mit diesem Nachbarn darüber gesprochen?

Nein. Mein Vater war geschockt. Er war ja schließlich Soldat im Ersten Weltkrieg und war Offizier. Er konnte sich überhaupt nicht vorstellen, dass er als Deutscher, dass ihm so etwas passiert. Er war gekränkt, er war wahnsinnig gekränkt, hatte aber auch trotzdem diese Kraft zu denken, hier muss ich vielleicht weg; hier kann ich wahrscheinlich nicht bleiben, ob ich das möchte oder nicht. Es war sehr schwer für ihn.

Wie waren die Beziehungen zu diesem Nachbarn denn vorher gewesen?

Die waren, wie es heute eigentlich auch ist. Man hat keine Freundschaft gehabt, man hat sich „Guten Tag“ gesagt und „Auf Wiedersehen“, wenn man sich auf der Straße gesehen hat, aber nicht mehr. Und der Junge – sie hatten einen Sohn, der war ungefähr so alt wie ich – der lief schon gleich, bevor die Abstimmung, bevor das Resultat war, in schwarz gekleidet und in Kinderuniform usw. Also man spürte, hier passiert was, wenn die Abstimmung negativ wird.

15:00

Jean Lyon, Brüssel, geb. 1925 in Saarbrücken:

Mein Vater war Kaufmann, er hatte einen Betrieb für Metzgerei-Bedarfsartikel. Er reiste viel im Saargebiet und im Elsass. Er hatte eine große Kundschaft von Konditoreien, von Metzgern; er verkaufte Maschinen für Metzger, auch Gewürze, und er machte Kühlanlagen. Er hatte die Vertretung von Autofrigor in Lindau in der Schweiz. Er beschäftigte einen Ingenieur, der die Berechnungen machte, und machte ganze Kühlanlageneinrichtungen, und er war mit der Erste in Saarbrücken, der elektrische Kühlschränke verkaufte. Wir hatten einen Kühlschrank, mit dem man Eis machen konnte. Man drehte das Eis, man musste das drehen; das waren also Kindererlebnisse, die natürlich unwichtig sind.

Was hat es denn für Ihre Familie bedeutet, jüdisch zu sein?

Es hat vor allen Dingen bedeutet, – ja was hat es bedeutet – für uns Juden war es immer sehr schwer, zu leben. Juden hatten immer ein schwereres Leben wie andere, weil wir eben eine getrennte Gruppe waren. Viele Leute mochten Juden nicht. Wir haben uns damit ziemlich abgefunden. Wir waren in Saarbrücken gut angesehen; wir hatten einen großen Freundeskreis – in der Hauptsache Juden natürlich, aber auch andere. Mein Vater war ein bekannter Kaufmann, er war geborener Saarbrücker, auch schon die Großeltern. Wir stammten aus dem Saargebiet, meine Mutter stammte aus Aachen. Wir lebten dort gut und angenehm, und das angenehme Leben hörte eben auf, nachdem Hitler sich emporgearbeitet hat. Dann war das fertig, und wir mussten, mein Vater musste seine Existenz aufgeben; er konnte nicht weiter arbeiten. Wir bereiteten uns vor, zu emigrieren. In Saarbrücken hatten wir verhältnismäßig das Glück – das Saargebiet stand unter, wie hieß das damals, der Kommission des Völkerbundes – und wir durften noch emigrieren und unsere Sachen noch mitnehmen. Also wir hatten den deutschen Juden gegenüber einen Vorteil. Wir sind dann am 20. März 1935 ausgewandert nach Paris.

Meine ersten Erlebnisse in Saarbrücken waren eigentlich angenehm, schön, wir hatten schöne Kinderjahre, bis zu meinem fünften, sechsten Lebensjahr – ich bin 1925 geboren und Hitler kam erst 1933 an die Regierung – und dann wussten wir natürlich, dass wir nicht bleiben konnten. Ich will anfangen mit meinem dritten Schuljahr. Ich war in der Rotenbergschule – die, glaube ich, heute noch existiert – bei dem Lehrer Reuß – ich kann den Namen noch sehr gut behalten –, der eigentlich Nazi war. Er war mir gegenüber persönlich nicht unfreundlich; er hatte mich ganz gern. Aber mein schlimmes Erlebnis war, dass wir jüdischen Kinder – wir waren fünf oder sechs jüdische Kinder in der Schule, wir wurden in einem Hof, während der Pause, in einer Art Vorgarten eingesperrt und man verhänselte uns, man beschimpfte uns.

Wann war das?

Das war 1933 ungefähr, 1933/34, also vor der deutschen Abstimmung. Dort pflegten die Lehrer mit dem Rohrstockchen ganz gut umzugehen: auf die Hände zu schlagen, auf den Popo zu schlagen, das war damals Usus. Nicht besonders wir Juden, sondern alle Kinder – ich bekam nur auf die Hände. Ich kann es nicht vergessen, weil heute ist das keine Sitte mehr, man schlägt die Kinder heute nicht mehr, soviel ich weiß. Also in Belgien und in Frankreich auf jeden Fall nicht. Wie das in Deutschland ist, kann ich nicht beurteilen. Aber das Einsperren auf dem Hof als Judenkind, das hat mich sehr tief beeindruckt, und das kann ich nie vergessen. Das war der erste schlimme Eindruck.

Sind Sie von Ihren Mitschülern dann gehänselt worden?

Teilweise ja und teilweise nicht. Es waren darunter sehr viele Kinder, deren Eltern Nazis waren und die uns Juden natürlich verhänselten. Es war schwer für uns, in dieser Rotenbergschule zu bleiben. Dann wurde in Saarbrücken eine jüdische Schule gegründet – das war so ungefähr 1934 –, und dann kam ich in die jüdische Schule. Da war es natürlich sehr viel besser, aber wir mussten uns natürlich schon vorbereiten auf die Abstimmung, die am 13. Januar 1935 stattfand. Ich kann mich genau an den Tag erinnern – ich rege mich sehr darüber auf, weil diese Kindererinnerung geht mir nicht aus dem Sinn. Wir

saßen am 13. Januar 1935 – also heute ist der 14. Januar, das war gestern vor 66 Jahren – das habe ich immer noch nicht vergessen – und wir saßen um den Rundfunk – wir hatten damals schon einen Radioapparat – und hörten die Ergebnisse der Abstimmung. Also meine Familie: mein Vater, meine Mutter, meine Schwester, und wir hatten zwei Hausangestellte. Da war die eine davon, die Luise, die war Nazi, das wussten wir, und das hämische Gesicht dieser Luise kann ich auch nicht vergessen. Dagegen war unsere Anna, unser Kindermädchen, sehr sehr auf unserer Seite, und die war sehr brav und sehr ordentlich und sehr erschrocken, und sie war nach dem Krieg auch noch bei meiner Mutter tätig, und wir sind immer in guter Verbindung mit ihr geblieben.

22:00

Ruth Meyer, Metz, geboren 1921 in Saarbrücken:

Ich habe sehr glückliche Kindheitserinnerungen. Wir haben auf der anderen Seite vom Staden gewohnt, in der Ecke Blücherstraße. Ich war in der Privatschule, direkt nebenan bei dem Fräulein Marett. Es war an und für sich eine sehr glückliche Zeit. Ich hatte sehr viele Freunde. Wenn ich nicht in der Schule war, hab ich auf der Straße gespielt. Und dann bin ich 1931 ins Gymnasium gekommen.

Es gab sogar sehr lustige Sachen – wenn Sie das interessiert. Wir hatten links und rechts französische occupation, mit denen mein Vater sehr gut war und Bridge gespielt hat. Ich war so vier Jahre alt, ungefähr, und dann ist abends unser rechter Nachbar gekommen und hat meinem Vater gesagt: „Bevor Sie es von anderen Leuten erfahren, will ich Ihnen doch sagen, dass Ihre Kleine mit anderen Kindern aus dem Viertel heute Mittag hinter so einem – wissen Sie – so einem Wagen, wo französische Soldaten drauf waren, so eine carriole, hinterher gelaufen ist und gerufen hat: ‚Franzos‘ mit der roten Hos‘, mit der blauen Jack‘ und kein Geld im Sack‘.“

Was hat Ihr Vater gearbeitet?

Mein Vater hat den Lamberthof gehabt. Wir hatten eine Möbelfhandlung und haben, was wir nicht gebraucht haben, vermietet. Wir hatten ungefähr zwölf, dreizehn Mieter.

Haben Sie in Ihren Kindheitsjahren irgendwann einmal Diskriminierungen oder Anfeindungen zu spüren bekommen, weil Sie Jüdin waren?

Also bei dem Fräulein Marett bestimmt nicht und nachher auch nicht, bis 1933 am Tag vom Boykott.

Vorher nie?

Nein. Nie.

Haben Ihre Eltern sich auch nie Sorgen gemacht um die...?

Nein, bis dahin nicht, bis dahin nie.

Auch nie gesprochen über die Presse und ihre judenfeindliche Hetze?

Nein bis dahin nicht, bis dahin nicht. Ich glaube, sie haben das nicht so ernst genommen. Ich erinnere mich nur an meinen Großvater aus Frankfurt, der mal gesagt hat: „Lass den doch nur mal drankommen, dann wird er sich auswirtschaften und dann ist der Spuk rum“ – so ungefähr, ich weiß es auch nicht mehr so genau. Am 1. April 1933 haben wir auf der Straße Völkerball gespielt, und da ist ein Junge, der nicht aus dem Viertel kam – es war ein Bäckerjunge –, der ist an mich ran gefahren und hat gesagt 'Dreckjud' und ist mir ins Bein ran gefahren. Da hab ich heute noch diese große Narbe. Es hat furchtbar geblutet. Ich weiß nicht, ob mein Vater dem einen Prozess gemacht hat, ich weiß es nicht mehr, aber ich hab lang auf der Terrasse gelegen, auf dem Liegestuhl, und na ja – also gut.

Und haben Sie sonst noch Diskriminierungen erlebt?

Bis dahin, aber dann wurde die Sache... Doch! 1933 im April war ich zwölf. Das Jahr drauf hab ich mal auf meinem Pult gefunden „Ruth Leiser“ – ich hieß Ruth Leiser mit zwei e – „ist ein dummer Jud“ oder irgend so was anderes. Und wir von der Privatschule, wir haben sehr zusammengehalten, wir waren hinten ein clan. Und da bin ich zum Direktor gegangen – hat mein Vater gesagt, geh zum Direktor – und

– die Klassenlehrerin, die hat das nicht interessiert – da bin ich zum Direktor und da ist auch nichts gekommen. Die Marlo Gradi, die war auch mit mir in der Privatschule gewesen – das war die Tochter vom André Gradi – Bankdirektor von der Landesbank, Franzosen – die hat zu mir gesagt: „Du, das war die Ilse Höh (aber man soll ja keine Namen nennen, ist ja nicht richtig), und das war eine Auswärtige und ich weiß nicht, ob es die dann war oder eine andere. Also jedenfalls, die Marlo hat sich die geschnappt und hat gesagt: „So!“ Die Marlo war so groß und stark, und die hat sich dann die geschnappt und hat sie festgehalten und ich hab sie verkloppt. Ob das nun richtig war, weiß ich nicht.

Ich denke, das war richtig.

Und dann, dann kam eine für mich sehr traurige Sache. Ich war eine sehr gute Schülerin, und ich war auch fleißig. Es ist mir nicht sehr schwer gefallen, aber ich war eine gute Schülerin – außer in Mathematik, da war ich gleich Null. Das Klassenjahr fing ja an im April und da war doch die Machtübernahme usw., also im Herbst war ich von sieben Einsern auf eine Eins runtergerutscht. Und die eine Eins, die war in Religion, und die anderen Einsen waren aus. Ich hab gedacht, jetzt würde die Decke runterfallen. Also ich bin nach Hause gegangen, und die haben mich alle sehr getröstet. Und wie ich nach Hause gegangen bin, da habe ich so geschnupft, und bei uns zu Hause hat der Doktor Meyer gesessen, mein heutiger Schwiegervater, und der hat gesagt: „Na, was ist denn mit dir los?“ Da hab ich gesagt: „Ich hab nur noch eine Eins.“ Da hat er gesagt: „Hast wohl nichts geschafft?“ Und da hat mein Kindermädchen, die mich verteidigt hat und die ich geliebt hab wie eine Mutter, die hat gesagt: „Das Kind hat ja gearbeitet, das ist ein großes Unrecht.“ Da hat er gesagt: „Ist's wirklich ein Unrecht?“ Da hab ich gesagt: „Ja.“ Und der war doch in der Regierungskommission. Und da hat er gesagt: „Also, du sagst mir bestimmt die Wahrheit?“ Da hab ich gesagt: „Ich lüge nie.“ Ich hab wirklich nicht gelogen. Nach ein paar Tagen hab ich eine convocation bekommen, vom Collins – das war der Unterrichtsminister, ich glaub der kam aus Saarlouis – und da hab ich ein Examen den ganzen Morgen nachgemacht, und im prompt vier Einser wieder bekommen.

Gab es denn weitere Diskriminierungen?

Ja, einmal, einmal bin durch die Bruchwiese – das war damals Wiese, da war kein Haus, nix – und da sind so Hitlerjungs auf uns zugekommen, und die hatten da so Dolche, und die haben uns mit Schneebällen beworfen, mit Steinen drin. Und da war die Ruth Loewy dabei, die nachher umgekommen ist, die Schwester von der Esther Bejerano, die war dabei. Aber sonst, die Kinder vom Viertel – außer der Günther Penz! Ah! Doch.... Ich war immer eingeladen beim Henning Hochapfel, hab ihm das Bild da – der ist heute noch mein bester Freund – zum Geburtstag geschenkt. Da waren der Werner Lasar und ich, wir hatten die drei Häuser zusammen, die waren zusammengebaut – Ecke Blücherstraße –, und da hat der Günter Penz gesagt, er setzt sich nicht mit Juden an einen Tisch. Das war der Sohn von einem Studienrat, der hat noch nicht lange in dem Viertel gewohnt. Da hat die Frau Hochapfel gesagt: „Dann musst du eben gehen.“ Da hab ich gesagt: „Ne, dann geh ich.“ Und dann ist ein Junge aufgestanden – ich sage Ihnen nicht wer, vielleicht will er nicht, dass ich seinen Namen sage – und hat gesagt: „Komm ich geh mit dir“ – sein Vater war an der Regierung – „und ich zahl dir ein Schokoladeneis im Café Staden. Aber wenn du weinst, kriegst du keins.“ Ich hätte meinen Platz nicht gegeben für ein – ich weiß nicht für was. Ich war so stolz! Ich bin über die Bismarckstraße gestiefelt und hab zum ersten Mal von einem Jungen ein Schokoladeneis bekommen. Der war nachher Arzt in Saarbrücken. Ich will den Namen nicht nennen. Und als ich zurückgekommen bin, das erste Mal, als ich bei Frau Hochapfel war, hab ich gesagt: „Wo ist denn der Günther Penz geblieben? Den will ich mir mal kaufen!“ Da hieß es: „Der ist gefallen.“

31:30

Kurt Stiefel, Saarbrücken, geb. 1921

Ich bin im Mai 1921 in Karlsruhe auf die Welt gekommen. Ich hab zwar nie in Karlsruhe gewohnt, aber meine Mutter kam in der Landeshebammen-Lehranstalt nieder. Zu der Zeit wohnten wir in Bruchsal. Meine Eltern und Großeltern hatten Zigarrenfabriken. Die Stiefels

stammen aus Menzingen, heute Dreisstadt. Ihre Anwesenheit in Menzingen lässt sich bis kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg zurückverfolgen. Mütterlicherseits stamme ich aus der Pfalz. Meine Mutter ist in Niederhochstadt bei Landau geboren. Meine Jugend verbrachte ich in Bruchsal, bis zur Weltwirtschaftskrise 1929. Da wurde weniger geraucht – aus pekuniären Gründen – und die Zigarrenfabriken mussten mehr oder weniger schließen. 1930 kam ich nach Saarbrücken, mit meinen Eltern, besuchte hier die Oberrealschule, bis zur Machtergreifung des Führers 1933. 1934 ging ich von der Oberrealschule ab. Der Klassenlehrer sagte mir: „Stiefel, für Sie ist kein Platz hier an der Schule.“ Ich ging dann noch ein Jahr auf die jüdische Volksschule, und 1935, nach der Abstimmung, bereiteten wir unsere Emigration nach Frankreich vor.

Was haben Ihre Eltern in Saarbrücken gearbeitet?

Mein Vater hatte Vertretungen, Tabakwarenvertretungen, u. a. auch war er Generalvertreter für FK-Zigarettenpapier.

Hat die jüdische Religion, die jüdische Tradition in Ihrer Familie eine große Rolle gespielt?

Ja, wir waren gläubige Juden. Ich machte 1934 im April meine Bar Mitzwah in der Synagoge bei Rabbiner Rülff. Am Sabbat hatten wir die Gewohnheit, in die Synagoge zu gehen, Freitagabend und Sabbatmorgen sowie zu den Feiertagen. Freitagabend wurde bei uns daheim Kiddusch gemacht. Die Feiertage wurden alle streng gehalten.

Sie sagten, dass Sie 1934, wie ja die meisten jüdischen Schüler, hier aus den Staatsschulen verwiesen wurden und auf die jüdische Schule gehen mussten. War das Ihre erste Erfahrung mit Judenfeindschaft?

Die erste Erfahrung mit Judenfeindschaft erlebte ich neunzehnhundert... – ich weiß nicht mehr, ob es dreiunddreißig oder vierunddreißig war. Zu der Zeit war die Gemeinde noch groß, und zu den hohen Feiertagen war ein Ausweichgottesdienst im Saalbau am Neumarkt. Und an den ersten Feiertagen wurde dort Gottesdienst abgehalten, und als Kind ging ich mit meinem Bruder am zweiten Tag auch dorthin, weil ich glaubte, am zweiten Tag wäre dort auch noch ein Gottesdienst. Aber der war nur in der Synagoge in der Futterstraße. Als wir

am Saalbau waren, wurden wir von jungen Burschen angepöbelt, die uns als Juden erkannten, weil wir ja sonntagsmäßig angezogen waren und zum Saalbau gingen.

Wurden Sie beschimpft?

Wir wurden beschimpft.

Ging das erst los, als hier die Saarabstimmung näher kam, oder hatten Sie vorher schon negative Erfahrungen gemacht?

Vorher hatte ich keine derartigen Erfahrungen gemacht, aber nach der Saarabstimmung verlor mein Vater nacheinander seine Vertretungen. Die Verträge wurden gekündigt, so dass kein Auskommen mehr war.

Und Sie selbst, wann haben Sie die jüdische Schule verlassen?

1935 verließ ich die jüdische Schule und fing eine Lehre als Bäcker an, bei Albert Kauf in der Mainzer Straße – existiert nicht mehr. Die Bäckerei belieferte den Großmarkt in Saarbrücken, und um 5 Uhr morgens fuhr ich mit dem Rad die Brötchen dahin. Zu dieser Zeit wurde der Backofen noch mit Kohle geheizt, Brikett, und es war keine sehr saubere Arbeit für die Lehrlinge. Nach acht Tagen sagte mir Albert Kauf: „Juden können wir nicht behalten!“, und schickte mich wieder heim. Ich suchte mir dann eine andere Stellung, und zwar als Kochlehrling im Ratskeller. Den ersten Tag, den ich dort verbrachte, hatte ich die Aufgabe, Zwiebeln zu schälen. Ich schälte einen ganzen Tag Zwiebeln, und man kann sich vorstellen, wie meine Augen abends aussahen. Als ich mich am nächsten Morgen zur Arbeit begab, wurde mir mitgeteilt, dass ich wieder heimgehen könnte. „Wir können keine Juden brauchen“, wurde mir mitgeteilt. Das war meine Erfahrung in Saarbrücken zur Lehre. Am 29. Februar 1936, der letzte Tag, der nach dem Römischen Abkommen zur Auswanderung möglich war, wanderten wir aus. Mein Vater suchte einen point de fuite in Frankreich, und meine Mutter und mein Bruder und ich gingen für drei Monate nach Luxemburg. Mein Vater fand dann die Möglichkeit, ein Geschäft in Saint-Étienne an der Loire zu kaufen, Konfektionsgeschäft, und wir zogen daraufhin nach Saint-Étienne.

40:00

Jean Lewy, Sarreguemines, geb. 1923 in Saarwellingen, Jugend in Völklingen:

Meine Vorfahren waren alle Viehkaufleute, als Viehhändler, und als Landleute, wie die Juden damals gelebt haben. Die haben den Handel gemacht, was die Bauern gebraucht haben, ob das Getreide war oder ob das Land war oder egal wie, auch Darlehen gemacht. Die einen haben das gemacht, also in einfacher Art und Weise, ohne jegliche Diskussionen, ohne Prozesse und nie etwas gehabt, waren ehrwürdige Leute, wie man sagt in Deutsch, und haben das Geschäft korrekt betrieben, vier, fünf Generationen hintereinander.

Hatte es auf dem Lande nach der Erinnerung Ihrer Eltern und Großeltern antisemitische Kampagnen gegen die jüdischen Händler gegeben?

Nein, da ist nie etwas gesprochen worden, ob das Juden waren oder ob das Leute waren, die aus Saarlouis oder egal, aus der ganzen Kante waren. Da gab es keinen Unterschied zwischen den drei Religionen, ob die Protestanten waren oder Katholiken waren oder Juden. Ich hab' eine Überlieferung meiner Mutter und meiner Großmutter: Der Bischof von Trier, der zuständig war für Saarwellingen, ist gekommen und hat seine Reise gemacht, und hat auch während seiner Reise in Saarwellingen – fährt durch den Ort und macht sein Kreuz, und als er an das Haus der Lazars kam, da hat er das Kreuz weggelassen und hat so ... gemacht. Eine alte Überlieferung.

War das eine freundliche Geste?

Eine freundliche Geste. Mein Urgroßvater und mein Großvater waren Gemeinderatsmitglieder. Das war gar kein Unterschied, egal ob die Juden waren oder nicht.

Wenn Sie sich an Ihre Kindheit erinnern oder auch an das, was Ihre Eltern erzählt haben, was bedeutete das, jüdisch zu sein?

Das bedeutete nur, eine andere Religion zu haben, aber zu leben in dem Volk wie alle anderen. Das einzige, das verblieben ist: Sie haben nicht in fremdes Blut geheiratet. Sie sind unter familiären oder unter

religiösen Sitten geblieben und haben absolut nichts geändert in ihrem Wesen, bis 1935, bis der Umschwung kam.

Hat die Religion in Ihrer Familie eine größere Rolle gespielt?

Ja. Sie waren alle sehr Traditionalisten. Keine großen religiösen Posten, aber alles, was die Tradition anbelangte, wurde mitgemacht und war auch so, wie das Volk gelebt hat, mit dem anderen Volk, ob die Soldaten waren oder nicht; die haben alles mitgemacht.

Und dann trat ein Wandel ein. War der schon 1933 bemerkbar?

Der Wandel hat begonnen 1931 in Saarwellingen. Meine Großeltern hatten Nachbarn, die waren Metzger, und dadurch, dass sie nur den Handel hatten – die haben die Metzgerei und das alles, den Fleischhandel, weggelassen – und hatten als Viehhändler den Kunden – direkt der erste Nachbar. Und als der erste Nachbar Söhne hatte, die begannen, um die Dreißigerjahre in die Welt zu gehen, sind sie zurückgekommen und haben gesagt: „...in München und Hitler und diese Geschichten...“ Und da war einer dabei, der Hansi – ich hab den Mann noch später, nach dem Krieg, kennengelernt –, der hat sich dann für die Geschichte der Nazis eingelegt, hat auch meinen Großvater bespuckt und solche Sachen, aber das war auch alles. Und dann, auch wieder eine Überlieferung von meiner Mutter, die hat gesagt, wie der Hansi gespuckt hat nach dem Opa, ist seine Mutter gekommen und hat ihm links und rechts ein paar hinter die Ohren gegeben, wie eine Mutter mit ihrem Sohn umgeht. Das waren so Sachen.

Also einzelne Nazis nur?

Einzelne Nazis nur.

Und ansonsten waren die Nachbarn ...

...es war kein Unterschied. Wir waren Kinder. Wir haben nichts von der Geschichte so mitbekommen, bis später, bis 1935 das losging mit Völklingen: Die jüdischen Geschäfte verschmiert mit Farbe ...

Das haben Sie noch gesehen?

Ja sicher, das hab ich gesehen. In Völklingen, die Poststraße in Völklingen, da waren sechs, sieben jüdische Geschäfte, und diese

Geschäfte wurden dann alle verschmiert. Dann kam die SS und die SA, haben dann auch Tam-Tam gemacht, wie das zu der Zeit war; aber direkt mit uns und mit meinen Eltern keine Diskussionen.

Aber Ihre Eltern wussten doch, dass es ...?

Nun, meine Eltern waren erfahrene Menschen damals schon. 1935 war mein Vater schon – der war 1882 geboren – der war schon zweiundfünfzig, dreiundfünfzig Jahre alt, und der wusste, was los ist. Mein Vater wollte aber nicht, wollte nicht weggehen. Und als die Verschmierungen dann begannen in Völklingen, da hat er gesagt: „Das hat keinen Wert.“ Und wir als Kinder waren weg, in Hörden im Badischen, und da kam die SA und hat uns dort den Aufenthalt verwehrt.

War das ein Ferienaufenthalt?

Das war ein Ferienaufenthalt in Hörden, und von Hörden aus mussten wir zurück. Und da hat der Rabbiner aus Saarbrücken – das war damals ein Rabbiner, der hieß Rothschild. Der Rothschild war mit uns im Badischen und hat uns auch dann empfangen in Saarbrücken. Und als mein Vater uns gesehen hat zurückkommen, hat er gesagt: „Jetzt ist Schluss, jetzt gehen wir fort.“

Also, dort in dieser Gemeinde hat man gesagt: „Wir wollen keine jüdischen Kinder in Ferien.“

Aus, fort, waren wir weg. Und das war der Auslöser, warum wir weggingen.

Hat Ihnen das sehr wehgetan, als man Ihnen gesagt hat: „Wir wollen...“?

Also, mir persönlich hat das nicht wehgetan, weil da hat mir vorgestellt: Wir hatten Verwandte in Luxemburg. Und die Verwandtschaft meiner Mutter war ein Bruder meines Großvaters. Der hat in Luxemburg gewohnt und dann eine Schwester. Die hatten eine große Familie, und wir Kinder waren dann schon angezogen von dem Luxemburg, warum: weil das familiär war.

Da ist Ihnen der Abschied leichter gefallen?

Da ist der Abschied aus dem Saargebiet, der war für uns nix.

Teil 2: Im Saarland 1935 bis 1939

05:00

Der Völkerbund hatte dem Deutschen Reich in den sogenannten Römischen Verträgen ein Zugeständnis abgerungen: Bis zum 29. Februar 1936 durfte jeder Saarländer ungehindert und unter Mitnahme seiner Habe auswandern. Nicht alle Juden hatten hiervon Gebrauch gemacht. Wie es ihnen unter Hitlers Herrschaft – und inmitten einer hitlergläubigen Bevölkerung – erging, davon ist im Folgenden die Rede.

05:30

Gustave Peiser, Grenoble, geb. 1929 in Saarbrücken:

Der größte Teil meiner Familie, nicht alle, sind nach Frankreich, nach Amerika, und wir wollten auch nach Amerika. Es war sehr schwer, nach Amerika zu gehen, weil man dann ein Affidavit brauchte – das ist eine Unterstützung von der Familie in Amerika, die wir auch bekommen haben. Aber das war schon ziemlich spät und außerdem hatten mein Onkel 1935 und mein Vater vor '35 vielen deutschen Kommunisten und Sozialisten geholfen, ins Saarland zu kommen und dann nach Frankreich. Und von 1935 ab hat mein Vater mit dem Druck der Gestapo, hat er aber doch mit der Gestapo zusammen gearbeitet, das stimmt. Barzel und Keller, ich glaube, es war ein Dritter sogar dabei – Müller – die kamen zu uns. Die waren angezogen wie die Gestapo in einem Film des Nachkriegs, so richtige Gestapomänner mit Leder, und setzten sich hin, lachten usw. Sie haben meinen Vater nicht schlecht behandelt, und ich wurde rausgeschickt. Ich habe dann später erfahren, dass mein Vater mit Rabbiner Lothar Rothschild oft nächtelang an der französischen Grenze gestanden ist. Und die haben viele Juden, die Gestapo und mein Vater, nach Frankreich gebracht. Aber die französischen Dienste, die wussten das, so dass es uns absolut unmöglich war – mein Vater war bekannt – nach Frank-

reich zu gehen, legal. Und – ich werde gleich wieder darauf zurückkommen – meine Schwester konnte noch nicht mal – ich komme auf meine Schwester gleich zurück – legal einige Tage in Frankreich verbringen.

So lief unser Leben ab, ich war an dieses Leben gewöhnt. Materiell hat uns nichts gefehlt; es war eine kleinbürgerliche Familie. Ich weiß nicht, wo meine Eltern das Geld her hatten, aber wir haben in einer großen, ziemlich schönen Wohnung gelebt, kleinbürgerlich, aber ohne materielle Schwierigkeiten. Es gab damals auch in Saarbrücken sehr viele Juden, die arm waren. Nämlich die Armen meistens konnten nicht weg, und mein Vater war dazu bestimmt von der jüdischen Gemeinde, ihnen zu helfen. Ihnen zu helfen und sie über die Grenze zu bringen mit der Gestapo. Damals gab es noch keine Deportationen von Juden – praktisch keine. Die einzige Idee der Deutschen war: Die Juden raus aus Deutschland. Das ist die einzige Sache, die gezählt hat, wo sie nun hingehen, ist vollständig egal. Natürlich hatten England und Frankreich die Grenzen geschlossen, aber die Amerikaner auch usw. Alle haben die Grenzen geschlossen. Aber vor allem nach Frankreich konnte man noch illegal gehen. Aber illegal mit unseren Großeltern! Und mein Vater war auch nicht so dafür eingestellt. Er hat doch immer geglaubt, was kann mir passieren, ich habe für Deutschland mein Auge verloren im Krieg, Eisernes Kreuz usw. Er hat sich nicht gedacht, dass da noch irgendwas Schlimmes sein könnte.

Eines Abends, erinnere ich mich, als ich zurückkam, da bin ich mit meinem Großvater über den Rathausplatz, wo mein Großvater vierzig Jahre gewohnt hatte vorher. Dieses Haus existiert heute noch am Rathausplatz, Königin-Louise-Straße ist zerstört. Und auf einmal habe ich ein großes Feuer gesehen, und in diesem Feuer war ein mannequin, und da habe ich zu meinem Großvater gesagt: „Ja wer ist denn das, der da verbrannt wird?“ Das hat mich furchtbar... „Ja das ist Blum“. „Wer ist Blum?“, hab ich meinen Großvater gefragt – ich war sieben Jahre alt –, und er hat gesagt: „Ja, der Léon Blum ist der Erste Minister von Frankreich.“ Sag ich: „Das ist doch nicht möglich, dass in einem Land ein Jude als Kanzler sozusagen...“ „Doch“ sagt er, „in Frankreich ist das im Moment der Fall. Der hat den Front

Populaire.“ Also das habe ich nicht geglaubt. Das war für meine Idee etwas vollständig Unmögliches. Das hat mich sehr traumatisiert, auch diese Verbrennung von Léon Blum natürlich und dieser Hass gegen Léon Blum mit der großen Nase usw. Das hat mich einige Tage aufgeregt. Gut, aber im Allgemeinen – ich war ja klein. Es wurde immer von den Ereignissen gesprochen, aber was heißen Ereignisse für ein Kind, das nichts anderes gekannt hat.

10:30

Albert Waxman, Bradford, geb. 1925:

Meine Eltern sind in dem österreichischen Teil von Polen geboren, und kamen dann in 1922 nach Saargemünd, wo wir ziemlich viele Verwandte hatten. Ich selbst bin in Saargemünd geboren. Wie ich ungefähr drei Jahre alt war, hat mein Vater ein Geschäft in Saarbrücken aufgemacht, und zogen wir nach Saarbrücken. Die erste Erinnerung an Saarbrücken ungefähr ist, dass ich in die Bismarckschule ging, bis wir verpflichtet waren, in die jüdische Volksschule rüberzugehen, und original hatten wir dann vier Klassen in der jüdischen Volksschule. Wir waren natürlich gewöhnt, dass Jungens und Mädels eine separate Schule hatten, und zum ersten Mal waren wir dann zusammen, Jungens und Mädels in einer Klasse. Es ist heutzutage ziemlich gewöhnlich, dass gemischte Klassen da sind, aber ich möchte dazu beisetzen, dass persönlich hat es einen riesigen Unterschied gegeben zum Lernen, weil wir waren sehr beeinflusst, dass wir zum ersten Mal mit Mädels zusammen waren. Wir haben bestimmt nicht so viel gelernt als man sollte, weil der Wettbewerb war groß und es gab also ziemlich viel Unfug dabei. Das ist nur eine Beibemerkung. Die jüdische Schule, wie gesagt, hatte vier Klassen zuerst. Aber allmählich, wo wir weniger und weniger wurden, waren das dann drei Klassen, zwei Klassen, und zum Schluss eine Klasse. Und wenn ich Ihnen sag, dass ich hab neben meinem Bruder gesessen, der fünfeinhalb Jahre jünger ist als ich, können Sie sich vorstellen, was für eine Klasse das war, und was wir gelernt haben, so dass meine Schulbildung an sich mit dreizehn aufgehört hat.

Haben Sie vor 1933, 1934 Judenfeindschaft in Saarbrücken zu spüren bekommen, Sie oder Ihre Familie?

Also das war ein ganz langsamer Übergang, so dass die Jungens, mit denen wir gespielt haben in der Straße usw., dass die allmählich dann von uns weggingen, weil wir Juden waren, und die waren indoktriniert, dass sie mit Juden nichts zu tun haben. Aber im Allgemeinen haben wir doch viele Freunde behalten, die uns vorher gekannt haben und die nicht beeinflusst waren von der Hitlerjugend. Natürlich haben wir das furchtbar gemerkt, weil wir gingen sehr oft schwimmen ins Friedrichsbad, und dann natürlich kamen wir hin, und da war ein großes Schild ‚Juden unerwünscht‘, oder ‚Juden und Hunden ist der Eintritt verboten‘ oder irgend so etwas, so dass wir allmählich nicht mehr das machen konnten, was wir wollten. Wir konnten nicht – also die Juden – wir konnten nicht dabei sein. Wir hatten dann einen ganz kleinen Teil von jüdischen Pfadfindern usw. Es gab auch manchmal ein bisschen Schlägerei, ja, dass sie uns angegriffen haben, was damals ja viel seltener war als heute, dass sich Schuljungens bekämpfen. Ja, man hat uns angegriffen, und ein paar Mal mussten wir uns ein bisschen wehren und verteidigen.

16:30

Leonie Marx, Sarreguemines:

Ich bin in Neunkirchen geboren, am 19. April 1927, und hatte ein normales Leben, wie andere Kinder auch. Meinen Eltern ging es gut, hatten ein gutes Geschäft sehr wahrscheinlich. Mein Vater war Viehhändler und hatte kein Problem, und plötzlich kam alles anders, als die Hitlerzeit anfang.

Erst dann?

Ja, also ich kann mich dann erinnern, sehr wahrscheinlich. Vielleicht meine Eltern schon früher, aber als Kind weiß man das nicht so gut. Die Eltern haben dann alles versteckt. Ich kann mich noch gut erinnern, wie die Soldaten vor das Haus kamen, haben dann die Hitlerlieder

gesungen: „Wenn das Judenblut vom Messer spritzt, hei wie geht das gut!“ Das hab’ ich nie vergessen. Und einmal hab’ ich eine Lehrerin getroffen und wollte ihr guten Tag sagen, und die war fürchterlich, weil ich nicht ‚Heil Hitler’ gesagt habe. Und in der Schule hat sie mich auch nicht mehr gefragt, und ich hatte auch plötzlich keine Freundinnen mehr gehabt. Und ich kann mich auch erinnern, ich hab’ gesehen, nicht wie sie gebrannt hat, aber die Synagoge, wie alles verbrannt war.

Und meine Eltern sind dann ... Einmal nachts bin ich aufgestanden und hab’s gesehen, wie sie Sachen eingepackt haben, aber ich hab’ nicht verstanden, warum. Und sie haben es mir auch nicht gesagt. Und die haben dann alles zu einem Fotograf gegeben, der hatte Papiere nach Paris. Und dort wurde alles beschlagnahmt, weil die Papiere sehr wahrscheinlich nicht richtig waren. Meine Eltern kamen dann zuerst nach Luxemburg.

Entschuldigung, darf ich Sie noch mal fragen: Sie sagten, Sie hatten plötzlich keine Freundinnen mehr?

In der Schule.

War das Ihren Mitschülerinnen verboten?

Das weiß ich nicht. Aber nein, wissen Sie, damals – das ist fast nicht zu glauben – die Leute waren wie hysterisch; alles Hitler, Hitler, Hitler, und ich war Jude. Ich nehme an, das war so.

Und das kam ganz plötzlich?

Die Mädchen waren BDM oder wir haben... Und die Situation war sehr wahrscheinlich so schlimm, dass meine Eltern plötzlich... Meine Eltern haben immer das Radio angelassen, damit die Leute gemeint haben, sie wären in der Wohnung, und sind dann plötzlich so weg, ohne dass man es gewusst hat.

Warum hab’ ich plötzlich keine Freundinnen mehr gehabt? Als Kind, ich war in der Kinderschule, ich war doch wie andere Kinder auch. Da sind alles die Eltern schuld, nehme ich an.

Iso Sie glauben, die Eltern haben den Kindern gesagt: „Ihr dürft jetzt mit den Juden nicht mehr spielen!“

Ja, ja. Die Kinder können ja das nicht – die sind ja das nicht alleine.

Sind Sie auch von Mitschülern bedroht worden?

Nein, ich glaube meine Eltern sind dann sehr wahrscheinlich sehr schnell weg. Ich hab’ nicht viel von Kindern – aber plötzlich hatte ich keine Freundinnen mehr gehabt.

20:00

Albert Waxman:

Mein Vater war in den letzten Jahren, als er sein Geschäft aufgeben musste, bei der jüdischen Gemeinde angestellt. Wir hatten ein Affidavit nach Amerika, aber die Visen, die für Amerika waren, die waren ausgestellt von dem Land, in dem man geboren ist. Und meine Eltern natürlich kamen von Polen, und die polnische Quote war sehr, sehr voll. Die Leute durften einwandern nach Amerika gemäß Geburtsort. Und Polen natürlich, die ganzen polnischen Juden wollten nach Amerika, so dass das sehr begrenzt war. Also haben sie gewartet, bis sie die Quoten bekommen, die übrigens dann nie kamen. Und deswegen, und weil er in der Gemeinde angestellt war und hatte Fürsorge für die anderen Juden im Saarland, war er einer der letzten, die geflohen sind.

Ich hab’ zwei ältere Brüder – der älteste ist schon 1937 nach Israel ausgewandert. Ein anderer Bruder, der ungefähr zwei Jahre älter ist als ich, der war zur Ausbildung – die jüdischen Gemeinden haben das veranstaltet – auf einer Schreinerschule in Mannheim. Danach ist er dann auch nach Israel in 1938, so dass nur ich und mein jüngerer Bruder, der fünfeinhalb Jahre jünger ist – der Philipp –, bei meinen Eltern waren.

23:00

Gustave Peiser:

Meine Schwester, die war sechs Jahre älter als ich, die war also dreizehn, vierzehn, die hat sich für den Zionismus begeistert. Damals, man kann sagen, dass die Nazizeit einen ungeheuren Einfluss auf den Aufschluss und Erhöhung des Zionismus gehabt hat, nämlich die Nazis waren überhaupt nicht dagegen. Also meine Schwester war eine begeisterte Zionistin, laizistisch, also überhaupt nicht religiös, aber linksgerichtet. Und sie hat eine Hascharah gemacht ein Jahr lang in Berlin 1938, die vollständig normal verlaufen ist. Ich sag' nicht, mit Unterstützung der Deutschen – die Unterstützung kam von den amerikanischen Juden – aber die Deutschen haben überhaupt nichts dagegen gemacht. Und sie hat sogar im März 1938 eine Touristenreise nach Prag gemacht, die vollständig normal verlaufen ist. Dann kam sie zurück, und Anfang 1938 hat sie dann – sie war fünfzehn Jahre alt, ist doch ziemlich mutig – ganz alleine, mit einer Gruppe natürlich, hat sie Saarbrücken verlassen. In Genua hat sie sich eingeschifft, ist 1938 im Kibbutz hinter Nazareth angekommen, ein Kibbutz der Mapai, vollständig irreligiös, wo sie ziemlich einfach gewohnt haben. Sie ist 78 Jahre alt, und sie ist immer noch in demselben Kibbutz. Sie hat sich verheiratet mit siebzehn, hat vier Kinder bekommen – eines ist gestorben – und hat dreizehn Enkel. Also sie lebt seit 62 Jahren in diesem Kibbutz, wo ich sie öfter besuche.

Wie war der Abschied?

Na, der Abschied – ich war eifersüchtig. Ich war eifersüchtig, sie wird eine große Reise machen. Für meine Eltern war es natürlich sehr schwer, weil sie gefühlt haben, dass es eine Trennung war für lange Zeit. Dass sie ihre Tochter nie wiedersehen würden, das hat keiner voraussehen können. Das war natürlich unmöglich vorausszusehen; wenn man hätte voraussehen können, hätte man die Sache anders gemacht. Aber da hat sie natürlich in Israel, in Palästina, ein schwieriges materielles Leben gehabt, aber vollständig normal, wie alle Leute dort. Sie hat auch versucht, später mich nach Palästina zu bringen. Gut, das ist eine andere Sache.

26:00

Albert Waxman:

Eines darf ich noch sagen, wo ich mich jetzt erinnere: Hier in Saarbrücken, also in Deutschland war eine Aktion, wo sie die polnischen Juden verhaftet haben und sie nach Polen geschickt haben. Eines Nachts, das muss wahrscheinlich in 1938 gewesen sein, kamen Gestapo zu uns, haben uns verhaftet, also meine Eltern und den Philipp und mich. Und wir waren – also ich kann mich nicht ganz genau erinnern – aber wir waren hier in einem Gefängnis für eine Nacht, glaube ich, wurden dann am nächsten Tag in einen Zug gebracht und wurden abgeschoben nach Beuthen, das ist an der polnischen Grenze. Dort brachte man uns in eine Synagoge, wo also war voll von Leuten, und ich kann mich nicht ganz entsinnen, ob wir da eine, zwei, drei Nächte waren. Auf jeden Fall haben wir auf dem Boden geschlafen, weil kein Platz war, und dann kam man dran, uns nach Polen abzuschicken. Und Gott sei Dank hat man gemerkt, dass weder der Philipp, mein Bruder, noch ich auf dem Pass waren, so dass man uns nicht nach Polen reingelassen hat. Dann hat man uns dort stehen lassen. Wir hatten kein Geld. Mein Vater ging dann in die Gemeinde nach Leipzig, glaube ich, hat sich Geld ausgeborgt bis nach Leipzig, und dort hat uns die Gemeinde dann Geld gegeben, um zurück nach Saarbrücken zu kommen.

Meine Eltern haben mal gezählt, dass über fünfzig von ihrer nächsten Familie umgekommen sind, so dass wir überhaupt keine Familie mehr in Polen hatten. Und natürlich erinnere ich mich oder hab' nachgedacht, dass auf der Aktion, wo wir nach Polen geschickt wurden – ich glaube es waren zwei Familien, die nicht durchkamen. Und zwar unsere und noch jemand, wo wir nicht auf dem Pass waren oder irgendwas – und wenn ich denke, dass, wenn wir nach Polen geschoben worden wären, dann wäre ich bestimmt heute nicht mehr da.

29:00

Gustave Peiser:

Ich war neun Jahre. Ich bin in Saarbrücken geblieben, und der große Umschwung war doch die Kristallnacht, zweifellos. Ist ja bekannt: In Paris hat ein Jude den Botschaftsrat vom Rath ermordet. Und am Abend hatten wir im Radio enorm viele antisemitische Ausdrücke von Goebbels und Göring usw. Man hatte immer gesagt unter den deutschen Juden, Goebbels, das ist ein richtiger Nazi. Hitler, das ist schlimm, aber Göring, der war doch Offizier, der wird doch die deutschen Juden, die auch den Krieg mitgemacht haben, nicht deportieren. Und die haben sich oft an Göring gewandt, was überhaupt nichts genutzt hat, denn der war genauso schlimm wie die anderen, vielleicht noch schlimmer. Aber das war so die Idee.

Gut, aber wir sind eingeschlafen, und dann um zwei Uhr morgens ist die Tür bei uns eingebrochen worden. Zwei Leute Gestapo, drei SS, die kamen rein, haben uns aufgeweckt. In der Wohnung waren mein Vater, meine Mutter, meine Großeltern, ich und ein Pensionär. Nämlich, um ein bisschen Geld zu verdienen, hatten wir ein Zimmer – es war eine sehr große Wohnung – einem jüdischen Pensionär gegeben. Die SS und die Gestapo haben uns zurückgedrängt, meine Großeltern und mich, und haben dem Pensionär und meinem Vater gesagt: „Sie müssen sich sofort anziehen!“ Sie haben alles – nicht alles kaputtgemacht, das wäre übertrieben –, aber sie haben alle Schubladen rausgenommen. Einer hat das Eiserne Kreuz meines Vaters gefunden, hat draufgetreten „Also das stimmt doch nicht usw.“ Einer der SS – das hat ungefähr eine halbe Stunde gedauert, drei Viertel Stunde; wir haben furchtbar geweint – sie haben meinen Vater ein bisschen geschlagen, aber man kann nicht sagen, sehr schlimm geschlagen. Und dann haben sie – es war zwei Uhr nachts, gegen zwei, zwei Uhr dreißig – da haben sie meinen Vater und den Pensionär mitgenommen. Und ich wusste – und das ist nur in Saarbrücken passiert, glaube ich –, da waren Leute auf der Straße, und diese Leute sind mit Wasser angespritzt worden, mit kaltem Wasser. Und dann sind sie

ins Gefängnis gekommen, und wir wussten natürlich nicht, was passiert ist. Wir wussten überhaupt nichts.

Und dann von drei Uhr morgens an – also meine Mutter heulte –, ich hab’ gedacht, ich würde verrückt. Ich hab’ gedacht, ich würde verrückt. Es ist mir auch heute noch etwas geblieben. Ich hab’ manchmal Depressionen von dieser Zeit, also es ist mehr als 60 Jahre her. Ich konnte ..., also das ist nicht möglich, gut, aber das ist die Reaktion eines neunjährigen Kindes. Es war nicht die Trauer, es war die Angst, verrückt zu werden. Um zwei Uhr dreißig haben uns dann viele Bekannte angerufen, überall war dasselbe. Die Männer sind überall weggenommen worden, aber die alten Leute – mein Großvater nicht, die Kinder auch nicht und die Frauen auch nicht; die sind zu Hause geblieben. Aber wir wussten nicht, was mit meinem Vater geschehen würde. Wir konnten nicht mehr raus auf die Straße. Kein Mensch hat sich mehr auf die Straße getraut. Die Synagoge ist verbrannt, unsere Schule ist verbrannt, aber das habe ich erst später erfahren, weil ich ja während Wochen und Wochen zu Hause geblieben bin. Ich konnte praktisch nicht mehr raus. Also wir konnten gerade raus, mal ein bisschen was kaufen, aber mich hat man natürlich nicht rausgeschickt. Man hat das viel zu gefährlich gefunden. Ob es überhaupt gefährlich war, weiß ich nicht, auf jeden Fall, ... gut! Und wir haben nicht gewusst, was passiert ist, und dann ist eine Familie Kahn, die in der Richard-Wagner-Straße gewohnt hat, zu uns gekommen. Wir haben uns zusammengezogen, die Mütter und die Kinder, die geblieben waren, und haben telefoniert – Telefon hatten wir. Wir haben praktisch nichts gewusst, wir sind sechs Wochen, zwei Monate zu Hause geblieben. Und mein Großvater hat mich Englisch unterrichtet und Geografie, die ich sehr gerne hatte – vielleicht hab’ ich die Geografie so gerne gehabt, weil ich eingeschlossen war, und Geografie war die Öffnung auf die Welt. Aber gut, das ist rein persönlich.

Es war eine sehr schlimme Zeit, eingeschlossen, und dann – ich weiß nicht mehr, ob es Ende Dezember oder Anfang Januar war – kam mein Vater aus Dachau zurück. Er hatte ein Billett bekommen, mit Herrn Stahl außerdem. Sie sind entlassen worden. Er kam zurück, abgemergert, hat uns nichts erzählt, hat gesagt, dass unser Pensionär in

Dachau gestorben wäre. Alle Juden, die festgenommen wurden in Westdeutschland und Süddeutschland, kamen nach Dachau, mein Onkel in Breslau kam nach Oranienburg. Die Leute aus Berlin kamen nach Oranienburg, Buchenwald, weiß nicht genau, auf jeden Fall in die Konzentrationslager in Norddeutschland. Mein Vater war aus Dachau zurückgekommen, wir haben uns sehr gefreut. Er hatte sich nicht mehr gefreut, und wir wussten von da an, dass es in Deutschland nicht mehr zu machen war. Wir konnten nicht mehr weg, es war zu spät. Vielleicht wäre es möglich gewesen, aber meine Mutter war krank, das hatte nichts mit den Ereignissen zu tun. Gut, man hat nicht genau gewusst, was sie hatte. Und meine Großeltern waren alte Leute, die waren über siebzig. Mein Großvater konnte genug Deutsch und deutsche Geschichte usw. Er war ein ziemlich gelehrter Mann. Meine Großmutter war eine sehr biedere deutsche Hausfrau. Sie war ziemlich streng mit ihrem Enkel. Aber gut, das ist, wie es sich in Deutschland eben gehört.

36:00

Albert Waxman:

Also ich komme jetzt zurück auf die sogenannte Kristallnacht. Und zwar, mein Vater war nicht da. Und in unserer Wohnung war meine Mutter, mein jüngerer Bruder und ich. Und ungefähr in der Nacht hörten wir klopfen und klopfen, und wurde die Tür eingebrochen und ungefähr fünf, sechs, acht – ich kann mich nicht genau erinnern, ich glaube es waren SS-Männer. Der Philipp sagte, es waren SA. Ich glaube, es ist kein großer Unterschied, ob das SA oder SS waren. Ich erinnere mich, sie waren in schwarzer Uniform. Und als wir den Trübel unten hörten, flohen wir in den Speicher. Meine Mutter und der Philipp und ich gingen in den Speicher. Natürlich, meine Mutter war im Nachthemd, und wir waren in Pyjamas und barfuss, waren wir schnell raufgegangen. Und da hörten wir den Radau unten in unserer Wohnung. Die kamen und haben alles in der Wohnung zerschmettert. Sie haben sogar die Fensterrahmen rausgeschmissen. Sie haben

einen Riesenofen, den wir im Wohnzimmer hatten, durch das Fenster geschmissen, raus, sie haben mit Knüppeln, oder wie man die nennt, das ganze Geschirr – es war nichts in der Wohnung, das noch heil war. Ich kam dann runter und hab' mich angezogen, während meine Mutter und der Philipp das nicht getan haben, und zum Schluss hatten wir so viel Angst, dass wir dann runter gingen auf die Straße – es waren viele, viele Menschen dort –, und wir wussten nicht, was wir zu tun hatten. Haben gedacht, dass wir zu Freunden gehen, die in der Nähe, also relativ in der Nähe, ich glaube, in der Mainzer Straße, gewohnt haben. Ich erinnere mich, dass vier, fünf von den SS-Leuten uns gefolgt sind, und meine Mutter ist mehr oder weniger zusammengebrochen und hat gesagt: „Was wollt ihr noch von uns?“ Sie war im Nachthemd, wahrscheinlich barfuss, und sie haben wahrscheinlich doch ein bisschen Mitleid bekommen und sind weg, und wir sind zu den Freunden, nur um rauszufinden – also zu Fuß dorthin natürlich –, dass der Mann auch geholt wurde. Also das war ein Paar, Mann und Frau, und eine Tochter, die waren gute Freunde von meinen Eltern. Ich weiß nicht, was der Schluss von ihm war. Unsere Wohnung war total zerstört. Wir konnten niemals mehr zurück, weil es war nichts, um zurückzukommen, und haben uns dann einquartiert bei Freunden, wo wir dann bis zum Schluss gelebt haben.

Haben Sie die Zerstörung der Synagoge und auch die Ausschreitungen gegen die Verhafteten, die sich daran angeschlossen haben, beobachten können?

Also wir haben natürlich, ja, die Synagoge, also die hat gebrannt. Es waren viele Leute da, also ziemlich viele Menschen, und die haben gejubelt und – nicht geschrien, aber gerufen usw. Ich kann mich nicht ganz genau entsinnen, ich weiß nur, es war ein großer Jubel. Also, ich hab' gesehen, dass die Synagoge gebrannt hat, ja, und dass die Leute da waren. Aber wir waren mit uns so beschäftigt und so beeinflusst, dass wir so schnell als möglich weggingen, um davon wegzukommen.

41:00

Philippe Wachsmann, Brüssel, geb. 1930 in Saarbrücken:

Mein Vater war damals nicht zu Hause, Gott sei Dank, er war in Frankfurt. Er wollte bei dem Polnischen Konsulat intervenieren für Flüchtlinge, die sich in Saarbrücken befanden, aber ohne Papiere, und die dadurch nicht mehr weiterreisen konnten. Und da ist er nach Frankfurt gefahren, und war in der Nacht vom 9. zum 10. November in Frankfurt.

Ihr Vater hat was getan in Saarbrücken?

Mein Vater war damals, ich glaube er war Angestellter der Synagogengemeinde damals. Und er war Vorbeter, er hat die Torah vorgelesen in der Synagoge, und das war ungefähr, glaube ich, seine Aktivität. Aber er hat sich viel um die Flüchtlinge bemüht, die damals durch Saarbrücken kamen, ja, ziemlich zahlreich, und ich glaube, dass wenn er damals in dieser Nacht zu Hause gewesen wäre, hätten sie ihn umgebracht, wahrscheinlich.

Wieso glauben Sie das?

Weil sie haben ihn gesucht, speziell gesucht, ja, und damals hat bei uns ein Flüchtling gewohnt, der hat übernachtet bei uns, und den hatten sie schwer geschlagen, weil sie dachten, es wäre mein Vater.

Wo haben Sie gewohnt?

In der Futterstraße, direkt neben der Synagoge. Ich weiß nicht mehr genau um welche Zeit wir aufgeweckt worden sind durch brutales An-die-Tür-Klopfen, und da kamen SA-Männer rein.

In Uniform?

Ich glaube, ja. Aber das könnte ich nicht mehr absolut sagen, das kann Ihnen mein Bruder viel besser sagen. Auf jeden Fall sind sie reingekommen, haben angefangen alles umzuwerfen. Und wir sind damals – ich war im Pyjama, meine Mutter war im Morgenrock und mein Bruder, der hatte sich angezogen, und dann haben sie uns aus der Wohnung rausgetrieben.

Wie alt waren Sie damals?

Acht Jahre.

Und Ihr Bruder?

Mein Bruder, der ist 1925 geboren im Dezember, also der war dreizehn, fast vierzehn Jahre alt. Wir waren allein mit meiner Mutter und mit diesem Herrn Moses, das war ein Flüchtling – von wo, weiß ich nicht mehr –, und der hat bei uns die Nacht verbracht. Ja, und der ist in der Nacht, also von den SA-Leuten, sehr, sehr schwer geschlagen worden, bis sie festgestellt haben, dass es nicht mein Vater war. Und wir sind dann auf die Straße und wollten zu Freunden gehen, ja, und in der Straße war ein Anlauf von Bevölkerung, weil die Synagoge, die war angezündet worden und die brannte. In meiner Erinnerung – aber nochmals: in meiner Erinnerung – höre ich, wie man ruft: „Treibt sie in die Synagoge!“ Aber das könnte ich nicht, sagen wir mal, beschwören. Aber ich glaube das wurde... aber, wie gesagt, meine Mutter hat das vielleicht erwähnt in ihrem Interview, weil sie hat das vielleicht besser mitbekommen, aber mein Bruder bestimmt, weil der war sehr nüchtern, der kann sich bestimmt sehr gut erinnern. Auf jeden Fall, ich glaube, sie haben gerufen: „Treibt sie in die Synagoge!“ Und wir sind dann, meine Mutter – es war im November, es war kalt – im Morgenrock, ich im Pyjama und mein Bruder, wir sind dann über die Straße, und die haben uns dann durchgelassen. Zuerst war es geschlossen, und da meine Mutter gerufen: „Lasst uns durch!“, und man hat uns durchgelassen, und wir sind zu Freunden, wo der Mann auch mitgenommen wurde, und der kam nach Dachau. Das war die Familie ...ich kenn' die Namen nicht mehr. Auf jeden Fall, und wir haben dann dort die Nacht verbracht. Und ein kleiner, sagen wir mal, ein Zufall wollte, dass – wir hatten alle Papiere, um nach Amerika zu fahren, ja, soviel ich mich erinnern kann – und meine Eltern hatten das bisschen Geld, das sie hatten, und alles was sie hatten, hatten sie zusammengerafft. Und wie wir dann am nächsten Tag zurückkamen in die Wohnung, war alles kaputt, alles kaputt! Die hatten den Dauerbrenner umgeworfen, also der war so schwer, der war durch den Boden gefallen, das war so ein Kachel-Dauerbrenner. Alles war beschmutzt, kaputt – und das kann man sich überhaupt nicht vorstellen, nein, nein! Auf jeden Fall, man nächsten Morgen haben wir

uns da wieder gefunden in der Wohnung, und was wir hatten, war das Geld, das meine Mutter in ihrem Portemonnaie hatte. Sonst hatten wir überhaupt nichts mehr.

47:00

Gustave Peiser:

1939 kam mein Vater zurück – das Datum weiß ich nicht –, und dann bis Ende Mai – ich weiß nicht genau, wann ich Deutschland verlassen hab’ –, Anfang Juni – das Datum könnte man wieder finden, aber es ist sehr schwer – konnte ich praktisch nicht mehr viel spazieren gehen, alleine. Wenn ich auf die Straße ging – Richard-Wagner-Straße und die Straße, die zur Kaiserstraße führte –, da gab es Jungs in meinem Alter, die ich kannte, die sind sofort auf mich gefallen, haben geschrien ’Schmutziger Jude’, haben mich beschimpft, es war schrecklich! Ich konnte alleine zwischen Januar und Juni nicht mehr auf der Straße gehen, ohne von – nicht von Erwachsenen – Jungen in meinem Alter, die ich alle kannte, furchtbar beschimpft zu werden. Es war unmöglich! Dagegen, wenn ich mit meinem Großvater und meiner Mutter rausging, da hatten sie noch ein bisschen Angst. Da war es noch möglich, ein bisschen herauszukommen. Es gab keine Schule mehr, es gab überhaupt nichts mehr. Ich habe zu Hause gelernt, ich hab’ „Kasperle auf Burg Himmelhoch“ gelesen, natürlich alle Kästner, „Emil und die Detektive“, „Das fliegende Klassenzimmer“, „Der 35. Mai“, alles auf Deutsch natürlich.

Also durch die Pogrome der sogenannten „Kristallnacht“ ist ein Einstellungswandel eingetreten?

Ja, zweifellos. Von diesem Tag an war die Bevölkerung – hatten wir den Eindruck, auch in den Geschäften, hatten mein Großvater und meine Mutter den Eindruck, dass der Antisemitismus sehr, sehr groß war. Wirklich, ich glaube, es hat einen Umschlag gegeben, ich sag’ nicht, von allen Leuten. Ich weiß nicht ..., aber wir haben praktisch von niemandem von nicht-jüdischer Seite eine Hilfe bekommen – von praktisch niemandem, nur eine Frau, später in Köln, wo ich nicht

war. Aber ich hab’ keinen Juden gekannt, der in Saarbrücken überlebt hat. Aber ich glaube, es haben nur ein paar hundert Juden in Berlin überlebt, wo sie wirklich versteckt waren. Das hat es gegeben. In Saarbrücken hab’ ich keinen gekannt. Und dann – das waren schlimme Zeiten – konnte ich kaum mehr raus. Und mein Onkel, der immer sehr nazifeindlich gewesen war, der hat meine Eltern überzeugt, mich nach Frankreich zu bringen. Das ging sehr einfach: Da kam eine Französin aus Saargemünd, mit dem Pass ihres Sohnes, der neun Jahre alt war, und da hab’ ich den Namen gelernt, und man hat mir gesagt, ich soll den Mund nicht aufmachen. Und dann bin ich vollständig normal Ende Mai – da hab’ ich meine Eltern zum letzten Mal gesehen, meine Großeltern auch; das war doch sehr traurig, auch für mich, das war die Trennung. Ich wusste, dass es auf lange Zeit war, aber gut... nach Saargemünd.

51:00

Albert Waxman:

Ich war der Einzige, der durch Beziehungen – mein Vater war natürlich sehr bekannt in der Gemeinde – wurde ich ausgesucht um teilzunehmen an einem Kindertransport, die nach Belgien, Holland oder England geschickt wurden. England hatte sich verpflichtet, bis zu 10.000 Kinder nach England reinzulassen, d. h. ohne Eltern oder irgendwas, wenn sich die Juden in England verpflichten, auf uns aufzupassen. Und ich war der Einzige von Saarbrücken, der ausgesucht wurde, mit dem Kindertransport nach England geschickt zu werden. Ich erinnere mich, ich nahm den Zug nach Köln, wo meine Mutter eine gute Freundin hatte. Ich hab’ übernachtet in Köln eine Nacht, und bin dann an einen Zug gebracht worden, wo viele Jungen und Mädels im Zug waren. Der Kindertransport hat sich beschränkt auf elf- bis sechzehnjährige Kinder. Wir fuhren dann nach Harwich bis nach England und wurden dort in ein Feriendorf gebracht. Auf jeden Fall wurden wir in Hütten einquartiert, wo ich wahrscheinlich mit sechs, acht anderen Jungen zusammengebracht wurde. Das war am 7. Februar 1939. Im April wurden wir dann in ein Hostel nach

Bradford, das ist in Yorkshire, geschickt, wo die jüdische Gemeinde dank auch der Hilfe von vielen Nichtjuden Geld zusammen gebracht hatten, um ein Hostel zu kaufen, und wir waren vierundzwanzig Jungens in dem Hostel.

54:30

Philippe Wachsmann:

Die paar Monate damals, die haben wir so verbracht, ja, wie genau, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, da wurde sogar wieder eine jüdische Schule aufgemacht damals – also wir durften ja nicht mehr in die andere Schule. Ich habe die jüdische Schule, glaube ich, besucht, bis wir dann, meine Eltern illegal und ich auch zuerst legal und dann illegal, nach Frankreich kamen. Und zwar hat uns ein – also wir hatten ja Familie in Saargemünd – und durch die Familie in Saargemünd hat ein nichtjüdischer Franzose mich mitgenommen. Der hatte auf seinem Pass seinen Neffen, und der hatte ungefähr mein Alter, als wäre ich sein Neffe. Und da bin ich nach Frankreich gekommen – der Treffpunkt war Paris. Meine Eltern hatten gesagt: „Wir treffen uns alle in Paris.“ Und ich bin dann nach Paris zu meinem Cousin, und ein paar Tage später kam meine Mutter an und ein paar Tage später mein Vater, und dann waren wir wieder zusammen in Paris in einem kleinen Emigrantenzimmer, irgendwo in einem kleinen Hotel. Ich weiß, ich erinnere mich noch an den Namen: „Hotel Butterfly“ hieß das.

Teil 3: In Frankreich bis 1940

Die nach Frankreich emigrierten Juden wurden dort als Deutsche wahrgenommen. Dennoch wurden sie gut empfangen und erfuhren sehr viel Solidarität. Und das 18 Jahre nach dem großen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich.

05:00

Louis Salomon, Saarbrücken, geb. 1920 in Merzig:

Haben sich Ihre Eltern frühzeitig entschlossen wegzugehen?

Nein, mein Vater glaubte, dass er, ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz vom Ersten Weltkrieg, nichts zu befürchten hätte. Bis dann im Sommer '35 er nach Saarlöcherbach kam zu einem guten Freund und Kunden, Schnapsbrenner, der ihm sagte: „Ich war in Saarburg, hab' mir mal so 'ne Nazi-Versammlung angeschaut. Da steht uns Schlimmes bevor. Ich kann dir nur raten, geh' noch weg, solange es noch Zeit ist.“ Dann hat er sich erst entschlossen. Aber viele waren schon weg, z. B. mein Schwiegervater, die sind schon früher weg, und mein Onkel usw. Und mein Onkel ist sofort einen Tag nach der Abstimmung weg. Er war sehr tätig mit Max Braun in der Politik und ging dann nach Paris und hat dann die französische Staatsangehörigkeit auch gekriegt. Und er hat sich ganz gut da durchgesetzt, und wir haben die französische Staatsangehörigkeit, die wir ja damals beantragt haben, erst gekriegt 1957, als wir sie nicht mehr gebraucht haben.

Also Sie sind dann nach Luxemburg zunächst ...

Jawohl.

Ist Ihrem Vater das Weggehen sehr schwergefallen, hat er sich sehr deutsch gefühlt?

Jawohl, sehr schwer. Sie haben ja gehört, er hat gezögert, bis dann der Freund ihm gesagt hat: „Tu das!“

Sie sind aber nicht in Luxemburg geblieben.

Nein, wir haben keine Arbeitserlaubnis bekommen, und mein Onkel hat dann einen Hof gekauft in der Normandie, und da sind wir Ende '36 in die Normandie.

Also das war möglich, einen Bauernhof zu kaufen in Frankreich?

Jaja.

Wo war das?

In der Normandie in Coulmer bei Gacé. Wie soll ich Ihnen das erklären? 150 Kilometer von Paris Richtung Mont-Saint-Michel. Das ist diese Bahnstrecke Paris-Granville, und dann auf der Achse Rouen-Le Mans auf halbem Weg. Waren 99 Kilometer in jede Richtung, zufällig.

Und das war ein größerer Bauernhof?

Ja, 49 Hektar. Und da haben wir kein Getreide gepflanzt, wir haben Milchkühe gehabt, 30 Stück. Die musste ich jeden Morgen und jeden Abend melken, und dann waren's mal ein paar weniger, wenn die krank waren. Und dann haben wir Pferde gehabt zum Anspannen. Es gab ja noch keine Traktoren, und es gab auch noch keine Melkmaschinen zu der Epoche. Und die Butter wurde auf dem Hof gemacht. Und jeden Samstag war ein Wochenmarkt in Gacé, drei Kilometer von uns. Da kamen die Händler von Paris, um die Butter zu kaufen. Und die wurde denn in solchen mottes, wie man gesagt hat, zusammengestoßen, und dann kamen die mit ihrem Messer und haben da reinsondiert, dran gerochen und geschmeckt, weil da gab's einen großen Unterschied je nach den Bäuerinnen, die mehr oder weniger sauber waren. Und unsere schmeckte wie Haselnussgeschmack drin. Und die haben wir immer gut verkauft. Das ging immer sehr schnell, die war immer begehrt. Und in der Woche, in der der Krieg ausbrach, war kein Händler mehr da, in der Vorwoche, für zu kaufen, die ganze Butter, so jede Woche so 70, 80 Kilo.

Hatten Sie einmal Heimweh?

Direkt nicht, natürlich, man hat sich doch erinnert, wo man aufgewachsen ist. Mein Vater vielleicht noch mehr als ich. Aber die Ver-

hältnisse haben ja das gebracht, dass es keine andere Lösung gab, als sich einzugewöhnen, wo man ist, und sich mit den Leuten anzufreunden und einen Freundeskreis zu haben und nicht da isoliert dazusitzen.

Ist das gelungen, sind Sie gut aufgenommen worden?

Teilweise ja. Es gab Leute, die nix wissen wollten, naja, die hat's ja immer gegeben, aber im großen und ganzen konnt' ich mich nicht beklagen.

Die Leute, die Sie abgelehnt haben, haben die Sie abgelehnt, weil Sie Deutscher waren oder weil Sie Jude waren?

Weil wir Deutsche waren. Denn die Politik, wenn da auch nicht Fernsehen war wie heut', aber die Zeitungen haben da alles geschrieben was sich tat.

Ja, und dann musste ich auch Französisch lernen. Das hab' ich denn beim Pastor im Nachbarsdorf, drei Kilometer davon, getan – mit dem Fahrrad zweimal in der Woche abends dorthin. Der war Professor am Collège in Versailles, und seine Haushälterin und Freundin war Lehrerin. Und die sind ja nicht bezahlt worden wie hier vom Staat, die leben ja nur von Spenden, das kennen Sie ja. Und der hatte dann immer in den Ferien Kinder zum Nachhilfeunterricht. Und da waren wir an der guten Luft da in der Normandie. Und dort hat einer der Nachbarn in unserm Dorf, der einen Kilometer davon wohnt – Sie können sich nicht die Dörfer vorstellen wie hier, die sind ziemlich verzettelt, am meisten sind die Häuser auf dem Hof, also ist hier ein Hof und da, das kennen Sie vielleicht. Und ich war ja voriges Jahr dort zu meinem 80. Geburtstag, mit den Kindern. Da waren wir in Deauville, das ist 75 Kilometer landeinwärts. Hab' ich denen gezeigt, wo wir gelebt haben, wie wir ausgewandert waren.

Haben Sie das als ganz gute Zeit in Erinnerung?

Ja, was heißt gut, natürlich, wenn der Krieg nicht gekommen wäre, hätte man sich ja da niedergelassen gefühlt. Dass der Krieg kommt, und dass wir wieder flüchten müssen und ums Leben bangen müssen, konnte man ja nicht absehen.

12:00

Ruth Salomon, Saarbrücken, dort geboren 1925:

Und dann sind unsere Eltern nach Luxemburg gezogen. Und zwar mussten sie nach Luxemburg ziehen, nachdem die Abstimmung ja negativ war. Mein Vater war Deutscher und durfte nicht gleich nach Frankreich rein, so dass er dann in Luxemburg abwarten musste, bis er die Genehmigung bekam, als Deutscher in Paris zu leben. Und so sind wir dann wieder zu den Eltern zurück von der Schweiz nach Luxemburg. Und der Vater wollte dann doch, dass ich das Französische besser lerne, denn in Luxemburg hatten wir nur zweimal in der Woche Französischunterricht, und damit kann man nicht viel anfangen in einem Land. Und so bin ich dann von Luxemburg nach Saint-Germain-en-Laye zu Grossers gekommen. Und das war durch den Onkel per Zufall. Der Onkel meines Mannes, der hatte seine Töchter dort, und der hat meinem Vater die Adresse gegeben. Und dort waren ja die Emigrationskinder, die Emigrantenkinder vielmehr, und so bin ich dann zu Grossers gekommen.

Die Grossers, das waren die Eltern von Alfred Grosser und seiner Schwester. Und die haben Sie auch dort kennengelernt?

Der Vater Alfred Grossers war schon gestorben, und die Frau Grosser hat mit der Fräulein Thérèse, das war die Gouvernante von Alfred und Marga, die Gouvernante schon in Frankfurt, sie haben ein sehr großes Haus geführt dort. Und so hat da die Frau Grosser mit der Hilfe ihrer Kinder, die vorbildlich waren, also Alfred war mit zwölf Jahren schon ein erwachsener Mensch, er musste eben für seine Mutter da sein und er war ein vorbildlicher Schüler gewesen, ausgezeichnet schon im Collège in Saint-Germain-en-Laye.

Sie haben ja auch den Herrn Jean Lyon, damals vermutlich noch Hans Lion getroffen, der auch in diesem Heim gewesen ist.

Ja, genau. Es war kein Heim, es war ein Zuhause. Stellen Sie sich mein Haus viel größer vor mit einem Riesepark. Und in diesem Haus hat die Frau Grosser ihre ... wie soll ich das jetzt sagen ... Schüler

waren wir nicht bei ihr, wir waren zu Hause da einfach, sie war unsere Mutter gewesen, war Ersatzmutter sozusagen. Die Kinder haben natürlich auch dadurch, dass sie mitgeholfen haben im Unterricht ... – Ich möchte dazu etwas noch sagen: dass, als ich dort ankam, ich sehr schlecht französisch gesprochen hab' und es sehr schwer für mich war. Dann auch das Heimweh, immer wieder dieser Wechsel trotzdem. Und der Alfred hat mir damals den ersten Kursus gegeben. Und dann war er so nervös geworden, und dann hat er auf den Tisch gehauen, das war so eine kleine Stube oben in der Dachetage. Dann sagte er: „Du lernst nie Französisch.“ Und dann hat er mir „la carpe et le carpillon“... Ich hab' die ganze Nacht „la carpe et le carpillon“... Das ging mir so im Kopf rum. Und dass der Alfred mir gesagt hat: „Du lernst nie Französisch“. Da war ich natürlich ganz deprimiert. Aber gut, die Zeit war sehr schön, wir waren viel im Sommer im Garten gewesen, und wir waren da einfach zu Hause. Wir waren da einfach zu Hause.

Ihre Eltern in Paris, hatten die mittlerweile eine Arbeitserlaubnis?

Arbeitserlaubnis nicht, mein Vater hat von da aus nicht mehr gearbeitet. Er hatte die Aufenthaltsgenehmigung unterdessen bekommen, und dann haben die Eltern uns zu sich genommen. Wir haben dann sehr schön in Paris gewohnt, es ging uns da auch relativ gut. Wir waren dann in so einem Viertel, wo viele Juden gewohnt haben. Und man hat sich gekannt, man hat sich kennengelernt, es waren auch Kinder drunter. Und dann war diese Schwere, die man empfunden hatte im Saarland, also in dieser Zeit und auch nachher immer wieder, dieses von zu Hause Weggehen, das hat man da auch gar nimmer so empfunden. Es war eben so, und wenn man ein Kind ist, dann empfindet man das ja auch nicht so, wenn alles so läuft wie vorher. Da haben wir uns sehr sicher gefühlt und wir sind in die Schule gegangen, mein Bruder auch, der wurde ja unterdessen auch größer. Und es ging uns eigentlich tagtäglich gut wieder.

Die Schule – unterdessen habe ich auch Französisch gesprochen, das fiel mir dann auch nimmer so schwer, obwohl ich zu leiden hatte, das muss ich doch sagen. Ich hatte einen accent in der französischen Sprache. Und die Lehrerin hasste die Deutschen, also das war

furchtbar. Und ich wurde effektiv dann als Ausländerin behandelt. Ich hab' es bald nicht mehr ausgehalten auf der ersten Schule, und dann hat mein Vater gesagt, das kann nicht so weitergehen. Ich hab' nicht mehr gelernt, weil ich hatte Angst. Ich war vor lauter Angst – ich muss auch dazu sagen, meine Mutter hat mich so'n bisschen deutsch angezogen. Ich hab' noch diese langen Strümpfe getragen, und dann kamen diese Schürzen, die mussten wir tragen. Das alles war anders wie die französischen Kinder, ich war anders angezogen auch. Und eines Tages kam die Lehrerin und wollte mal sehen, wo ich herkomme. Unsere Wohnung und alles sehen. Und da hab' ich gesagt, ich gehe nicht mehr auf diese Schule, also das pack' ich nicht mehr moralisch, ich geh' nicht mehr.

Der Vater hat sich natürlich nicht so wohl gefühlt. Er hatte seine Heimat verlassen und das war doch'n Druck, also das hat man doch gespürt, er war doch fremd. Paris war für ihn nicht Ersatz für Saarbrücken und für seine Heimat. Das war es eigentlich nie.

Kann man sagen, dass er Heimweh hatte, ...

Ja.

... und zugleich hat er natürlich in der Presse verfolgt, wie in Deutschland die antijüdischen Maßnahmen immer schärfer wurden, wie schließlich die Synagogen verbrannt wurden. Können Sie sich erinnern, wie er darauf reagiert hat? Wurde darüber gesprochen?

Er wollte ja nie, dass die Familie irgendwie leidet. Und so weit er das konnte, hat er uns abgeschirmt. Aber dann war der Druck so groß und die Fremde immerhin doch – das Deutsche war in ihm gewesen. Meine Großmutter hat nachher, später auch ihr Leben gerettet durch die vielen Briefe und die Rähmchen, die mein Vater im Ersten Weltkrieg gebastelt hatte. Und in einem seiner Briefe schreibt er: „In acht Tagen sind wir in Paris.“ So ein Deutscher war mein Vater. Und dann können Sie sich vorstellen, dass das nicht so schnell aus ihm herauszuholen war. Wir haben diesen Druck nicht gespürt, aber man merkte doch, er war nicht zu Hause, das will ich damit sagen.

20:00

Willy Gutmann, Brüssel, geb. 1923 bei Saarbrücken:

Als dann das Jahr '35 zu Ende ging, sind meine Eltern dann nach Toulouse, und waren dort sehr kurz, denn nichts hat geklappt. Dann hat er dasselbe Geschäft, das er in Saarbrücken begann, da mit diesen trousseaux, diesen Päckchen in Montluçon gemacht. Da sind zuerst mein Vater und ich hingefahren, und meine Mutter mit den zwei jüngeren und älteren blieben noch in Toulouse. Wir begannen dort dasselbe Geschäft zu betreiben.

Wie sind Ihre Eltern oder wie ist Ihre Familie denn in Montluçon von den Nachbarn, Kunden usw. aufgenommen worden als Flüchtlinge?

Ohne Problem. Wohnungen gab es, wir hatten eine sehr schöne Wohnung gemietet, mieten können, und unser Geschäft begann. D.h. mein Vater und ich auf die Tour mit dem Fahrrad und den Paketen. Und zuerst mal haben Montluçon und Umgebung bearbeitet. Und da hatten wir einen sehr guten Verkauf, und jeden 10. und 25. eines Monats gab's dort Geld. Und da hatte ich meine kleinen Karten gehabt, da hab' ich mit dem Fahrrad ohne Last die Tour gemacht und hab' das Geld bekommen, und es gab nie irgendeine Schwierigkeit normal bezahlt zu werden. Und so hat sich das entwickelt. Und dann haben wir etwas – wie meine Frau es Ihnen sagte – erweitert, Commentry, war ungefähr 15 bis 20 Kilometer weiter, da sind wir mit dem Zug, das Fahrrad auf dem Zug mit den Paketen dorthin gefahren und dort weitergearbeitet. Also nach ungefähr weniger als einem Jahr hatten wir gesagt, jetzt kann meine Mutter, und mein älterer Bruder und der jüngste Bruder kommen, dann kamen sie nach Montluçon. Und die Möbel, das war das Problem, denn alles war leer. Einen Tisch hatte man bekommen, der Hauswirt, le propriétaire, das war eine sehr nette Familie, älterer Herr, hat 'ne Garage gehabt im Hinterhof, eine schöne große Garage. Und er hat uns Sachen geliehen, einen Schrank, Töpfe usw., aber kein Bett, sondern Matratzen, auf dem Boden. Und als meine Mutter kam und hat die Matratze auf

dem Boden gesehen, da hab' ich – das seh' ich heute noch – da hab' ich gesagt: „Mutti, mach' dir keine Sorgen. In einem Jahr wirst du hier das schönste Schlafzimmer haben.“ Und das war so, es hat ein Jahr gedauert, dann sind wir in das Möbelgeschäft gegangen zusammen und haben ein Bett, schon für die Eltern, die Kinder waren auf der Matratze. Das hat ihr gefallen, das war so ein Nussbaum, glänzend, ich weiß nicht, wie das Holz heißt. Aber jedenfalls, das Versprechen wurde ausgeführt.

25:30

Jean Lyon, Brüssel, geb. 1925 in Saarbrücken:

Mein Vater fuhr meine Schwester und mich nach Saint-Germain-en-Laye, zu Frau Grosser, zu Frau Professor Paul Grosser. Der Name Alfred Grosser ist wahrscheinlich vielen Deutschen bekannt. Frau Grosser hat eine Pension, ein Kinderheim eröffnet, nachdem ihr Mann kürzlich verstorben war. Wir waren da sehr gut aufgehoben. Es war eine sehr schöne Villa in einem großen Garten. Und sie hat uns mütterlich empfangen. Und ich war mit Alfred Grosser, wir haben im selben Schlafzimmer geschlafen zwei Jahre lang. Wir waren immer sehr sehr befreundet, sind heute noch sehr befreundet, und wir hatten dort zwei Jahre, die nicht zu tragisch waren, weil meine Eltern konnten uns beschützen und konnten uns erlauben, in dieses Kinderheim eintreten zu dürfen. Wir Kinder blieben in Saint-Germain für zwei Jahre lang, von den Eltern getrennt. Trotzdem wir gut dort aufgehoben waren, war es doch schwer, von den Eltern getrennt zu leben. Das ist für jedes Kind sehr schwer. Und unsere Eltern konnten uns so zwei-, dreimal im Jahr besuchen, wir haben sie auch besuchen können. Und schließlich bekamen sie auch die Aufenthaltserlaubnis in Paris. Wir wurden als Franzosen naturalisiert im Jahre 1938, und meine Eltern konnten dort dann eine Wohnung in Neuilly mieten, in der Vorstadt von Paris. Während der Zeit sind wir in Saint-Germain in das Collège gekommen, Sie verstehen den Ausdruck Collège wahrscheinlich. Wir konnten dort richtig zur Schule gehen, ich habe dort

Französisch gelernt und mein Deutsch trotzdem nicht ganz vergessen. Und es war eine gute, angenehme Schule. wir wurden als Ausländer gut dort aufgenommen. Man kannte unsere Vergangenheit, man wusste, dass wir Juden waren, wir wurden gut dort aufgenommen.

28:00

Kurt Stiefel, Saarbrücken, geb. 1921, 1936 nach St. Etienne emigriert:

Ich ging 1936 noch einmal in die französische Schule, um meine Französischkenntnisse aufzubessern, denn ich hatte von Saarbrücken aus nur das Schulfranzösisch mitgebracht. Ich erinnere mich noch, die erste Zeit, als Diktate geschrieben wurden, die mit roter Tinte verbessert wurden, war meine Arbeit ein richtiges Blutbad. Aber im Laufe der Zeit verbesserte ich meine Französischkenntnisse, und am Ende des Schuljahres wechselte ich mich mit dem Sohn eines Professors ab um den ersten Platz.

Wie wurden Sie als Flüchtling in Saint-Étienne in der Schule denn aufgenommen von Ihren Klassenkameraden?

Die Klassenkameraden waren sehr interessiert daran, Ausländerkinder kennenzulernen. 1936 gab es noch nicht so viele Ausländer in Frankreich, und ich wurde dort sehr gut aufgenommen. Besonders muss ich mich bei den Lehrern und bei dem Schuldirektor bedanken, die wirklich auf mich zugekommen sind, mir Frankreich näherbrachten.

Und Ihre Eltern, wie sind die aufgenommen worden?

Meine Eltern führten ihr Konfektionsgeschäft und hatten gute Kunden, treue Kunden, wurden nicht als Ausländer angesehen.

29:30

Gustave Peiser, Grenoble, geb. 1929 in Saarbrücken:

Wir haben uns entschieden nach Volvic zu übersiedeln. Warum Volvic? Volvic war ein kleines Dorf. Es gibt heute – das Wasser ist bekannt, aber damals war es nicht sehr bekannt, es waren hauptsächlich Steinschläge aus Laven. Nämlich da sind ja die Vulkane der Auvergne, und die Kathedrale von Clermont-Ferrand ist aus diesen schwarzen Laven von Volvic gemacht worden. Und wir haben uns dort installiert in einem Dorf – ich hab' zum ersten Male in meinem Leben ein armes Dorf gesehen. Nämlich, man kann sich nicht denken, wie der südliche Teil von Frankreich materiell unterentwickelt war gegenüber Deutschland, materiell gesehen, und auch gegenüber Nordfrankreich, Elsass-Lothringen, Paris. Das war wirklich so 'ne Art Dritte Welt, relativ gesehen. Die Leute lebten nicht schlecht, aber es gab keinen Wasserhahn, das war unbekannt, die Pumpen waren mitten in der ... Es gab kein WC, das war vollständig unbekannt. Es gab nur so Latrinen usw. Und wir haben eine Wohnung gefunden für meine Tante und meinen Onkel in Volvic, ein bisschen auf dem Berg. Und die Mutter meiner Tante, die aus Frankfurt stammte, oder ich glaube aus Wilhelmshöhe bei Kassel stammte, die war aber schon 70, das bin ich heute auch, die wohnte bei uns.

Wir wohnten in der zweiten Etage eines Hauses, das sehr einfach war, aber alle Häuser waren einfach, wir haben nicht mehr gelitten materiell als die andern. Es war kalt, wir mussten an die Pumpe gehen, aber gut, ich meine, das war so für alle Leute dort. Und wir, im Gegenteil, ich glaube wir hatten noch ein bisschen mehr Geld, nämlich mein Onkel war Angestellter von Bayard, eine große Kleiderfabrik in Lyon, die ihm immer Geld gegeben hat, um bescheiden zu leben, die ganze Zeit damals.

Und wie haben diese armen Leute die Flüchtlinge aus Deutschland aufgenommen?

Also, wir waren in Volvic wahrscheinlich die einzigen Flüchtlinge. Mit der Cousine aus Vichy, aber die sind ja nach Vichy wieder gegan-

gen. Und die Leute haben uns aufgenommen, als wären wir immer unter ihnen gewesen. Sie hatten kein Mitleid mit uns, wir gehörten zu ihnen. Sie haben uns mitgenommen in die Berge, wir haben zusammen Holz geschnitten, wir haben Pilze zusammen gesucht, wir sind mit den Kindern auf die Höhe gegangen. Die Leute haben uns angesehen, als hätten wir zu ihnen gehört, kein Mitleid, und wir hatten wirklich alles gegen uns. Nicht, dass wir Juden waren, aber wir waren Deutsche. Meine Tante und mein Onkel sprachen Französisch mit Akzent und ich konnte kein Französisch. Ich konnte kein Wort Französisch, ich hatte angefangen. Mein Cousin konnte Französisch. Außerdem waren wir Kleinbürger, wir waren doch Kleinbürger, und das waren Arbeiter, arme Arbeiter. Nicht miserable Arbeiter, aber arme Arbeiter, eine andere Schicht. Die Leute haben uns aufgenommen, haben uns immer geholfen, wir waren befreundet. Es ist nie zu den kleinsten Ereignissen gekommen. Überall hat man uns ein Bonbon gegeben und hat uns gefragt: „Können Sie uns helfen die Pumpe zu machen?“, haben sie Feuer angezündet: „Haben Sie Streichhölzer?“ Also wie das Leben in einem Dorf ist, als wären wir immer da gewesen, hatten wir nie das Kleinste ... Und in Volvic war diese Solidarität enorm. Und wir haben mit den Leuten sehr sehr gut gelebt.

Ich bin in die Schule gegangen, es gibt in Frankreich nur eine Schule, das ist die École Républicaine, wo alle Kinder reinkommen, wo's keinen Religionsunterricht geben darf, kein Kreuz geben darf, wo man nicht fragen darf, welcher Religion man angehört. Wir haben alle dieselben Blusen getragen und das berret basque. Natürlich für mich: ich konnte kein Französisch, da hat man mich zu den Kleinen geschickt, ich war zehn Jahre alt. Und ich hab' es auch geschrieben: ich wusste alles, aber ich verstand nichts. Ich konnte rechnen, ich konnte schreiben, aber ich habe nicht verstanden, ich konnte ja kein Französisch. Aber da ich der Größte war, hat diese Lehrerin, die sehr nett war, die hat mich manchmal die Klasse überwachen lassen, und da kamen schon viele komische Sachen vor. Da haben meine Kameraden mir gesagt, als ich die überwachte, da sind sie auf die Tische gegangen, da haben sie Papiere geworfen, Tinte rumgeschmissen, wie in allen Kinderklassen. Und haben gesagt: „Sag' der Lehrerin, wenn sie zurückkommt, dass wir uns gut verhalten haben, que nous avons fait les cons“. Und da kam die Lehrerin zurück, die Lehrerin

hat mich gefragt: „Gustave, haben die sich gut verhalten?“ Da hab' ich mit schwerem deutschem Akzent gesagt: „Eh oui Madame, ils ont fait les cons.“ Und da haben natürlich alle gelacht, und ich hab' nicht verstanden, warum die gelacht haben.

Und wir haben die Hunde angebunden, die Konserven gezogen haben, und überall sind wir rumgelaufen in der ganzen Gemeinde und haben uns furchtbar amüsiert. Sind nie aus der Gemeinde raus. Wir haben ein richtiges Leben von kleinen Jungen gehabt. Wir haben versucht mit Schleudern das Porzellan zu sprengen vom Telefon und der Elektrizität, was uns auch manchmal gelungen ist. Und da ist der Trommler rumgegangen, und hat gesagt: „Die Leute sind bekannt, die das gemacht haben!“ Dann haben wir Angst bekommen, na gut, das ist bei allen Kindern so, das war ein Jahr so.

Teil 4: In Frankreich 1940 bis 1945

Erstes Band

05:30

Die Sicherheit im französischen Exil endete mit dem Einmarsch der Wehrmacht. Behindert dadurch, dass die erwachsenen Männer als feindliche Ausländer nun interniert wurden, gelang es doch sehr vielen, sich der großen Fluchtbewegung der Franzosen nach Westen und Süden anzuschließen. Wenn sie Glück hatten, gelangten sie in Gebiete, die später von der Wehrmacht nicht besetzt wurden.

Louis Salomon, Saarbrücken, geb. 1920 in Merzig, ab 1936 Landwirt in der Normandie:

... wie man das gesehen hat mit Polen, da musste ja befürchtet werden, eines Tags greifen die auch an. Die haben zuerst den Feldzug im Osten gemacht, und dann war ja Stillstand, da wurde ein bisschen geschossen hier bei Bitche und so an der Grenze. Aber dann kam der 10. Mai '40, und da sind sie über Holland, Belgien oben heruntergekommen. Und die Truppen, die da kamen nach der Normandie zu uns, die kamen über Rouen da runter, und haben denn von Norden her das ganze eingewickelt mit ihren Tanks und den schnellen Fahrzeugen.

Das haben Sie gesehen?

Ja. Und wir haben dann noch das Problem gehabt: Als Ausländer wurden wir interniert. Die wollten ja die fünfte Kolonne finden. Die Deutschen haben Leute da rein geschickt, die perfekt französisch sprachen, um zu erkunden und die Militärsituation zu kennen. Also haben die Franzosen alle Ausländer in Lager gesperrt, haben die alle befragt, die einen haben sie laufen lassen, die Jungen haben sie geholt in die Fremdenlegion, haben sie nach Nordafrika verfrachtet. Ich hatte das Glück in der Normandie, wie ich da hinkam, sagten die

Gendarmen: „Du musst jetzt nach Argentan.“ Da war ich aber vorher schon bei der Gendarmerie, hatte mich freiwillig gemeldet als Soldat. Ich war schon gemustert, als Saarländer wurde ich gemustert mit den französischen Jungs – das war im Dezember '39. Gut befunden. Aber ich war im zweiten Halbjahr '20 geboren, und eingezogen wurden zuerst die sechs Monate vom Anfang des Jahres, so dass der Krieg rum war und ich nicht mehr eingezogen wurde.

Ihr Vater, ist der interniert worden?

Auch, aber zuerst war ich dran. Aber da hat zufällig der Offizier, der in dem Lager da war und die Leute da in Empfang genommen und kontrolliert hat, das war ein Bauer aus unserer Gegend. Und er sagte: „Was machst du denn hier?“ Und ich sagte: „Hier, guck, ich bin hierher geschickt worden.“ Hat der gleich ein Schreiben gemacht „Retour dans ses foyers“. Und hat gesagt: „Geh nach Haus, du hast genug Arbeit zu Haus. Wir brauchen keine Faulenzer hier.“ So, und dann war ein paar Tage Ruh', und dann haben sie auch die Älteren geholt, die über 50 waren, das heißt, meinen Vater selig, den haben sie denn, nach Alençon musste der, wo die Préfecture war vom Département. Und da hab' ich gemeint, das geht so glatt wie bei mir, und der kam nicht zurück und dann bin ich mal noch mal hin und als ich denn hinkam in Alençon, sagt der Capitaine: „Ja, darüber verfügt die Préfecture.“ Nun, die Préfecture, ... der Secrétaire Général de la Préfecture war zuständig. Ich sagte: „Eine Schande, mein Vater ist jetzt so lange da interniert.“ Und da sagte er: „So, und wenn Sie nicht zufrieden sind, steck' ich Sie auch da rein.“ Oh, da hab' ich gedacht, das da ... – da hab' ich mal schön den Rückwärtsgang eingelegt.

Und Samstagabend, da hieß es: Die sind schon bei Bernay – das ist halberwege zwischen Rouen zu uns runter. Und dann sind wir sonntags weg und sind noch nach Alençon, da war noch meine Tante aus Forbach, der Mann der Nichte war Soldat, den hatten wir mit, und als ich nach Alençon kam, sagt die Mutter: „Wo sollen wir all die Leute hinsetzen, warum bringst du die mit, warum hat dein Onkel sich nicht um die gekümmert?“ Sag ich: „Jetzt sind sie da und wir holen sie mit.“ Ich hatte zu meinem Glück schon den Sitz hinten raus, hatte Koffer, Decken drüber, auf'm Dach hatt' ich Matratzen und

mein Fahrrad, ich kann Ihnen sagen – Sie kennen ja das, wie die Flüchtlinge aussehen, von Filmen. Und wir sahen nicht besser aus. Und dann sind wir weiter nach Le Mans, wo ich meinen Vater aus dem camp holen wollte, und da war nur noch 'ne Rauchwolke. Das camp war ein Benzinedpot, das hatten die angesteckt und waren weg. Dann wollte ich nach Saumur runter, nein, der Opa Gabriel wollte nach Tours, dort sind noch Verwandte aus Saarbrücken usw. Und die Brücken vor Tours waren schon miniert, wir konnten nicht mehr über die Loire. Na, sind wir die Loire entlang, und wurde es inzwischen dunkel, und da haben wir uns einen kleinen Hof gesucht. Die haben uns denn auch erlaubt, auf'm Heuspeicher zu übernachten. Und denn ging er runter und wollte dann Vin de Touraine kaufen. Und mit seinem schlechten Französisch haben die Leute die Gendarmen kommen lassen und haben gemeint, das wär 5. Kolonne und hatten die Leiter weg. Ich kann Ihnen sagen, es hat nix gefehlt. Aber ich will nicht weiter in Details gehen, das führt zu weit. Könnte Ihnen noch 'n paar Anekdoten ...

Wo hat Ihre Flucht Sie denn dann hingeführt?

Die Flucht hat uns denn geführt nach Ribérac, in die Dordogne im Périgord. Und zwar die Schwiegermutter meiner Schwester hatte 'ne Nichte in Straßburg und die Straßburger waren dort evakuiert, und die sagte, meine Kinder alle wissen, die kennen diese Adresse, das ist die südlichste Adresse. Und sie hatte auch recht.

Und somit sind Sie dann auch im unbesetzten Frankreich gelandet.

Das hat sich erst ergeben. Das wusste man ja in dem Moment nicht. Und dann waren wir in Ribérac. Da war es gut, dass ich die Matratzen hatte, weil die Leute hatten ja alle aber nicht so viel Schlafgelegenheit zumal die Flüchtlinge nicht, waren wir noch bei Fremden über Nacht. Und dann haben wir einen kleinen verkommenen Hof gefunden und gemietet, und haben da denn unsere Matratzen mal sauber gemacht und unsere Matratzen da rein und der Rest im Heu, wie das eben notgedrungen war.

12:00

Wer in der besetzten Zone bleibt, steht ab 1942 ständig unter der Gefahr, verhaftet, deportiert, ermordet zu werden. Zum Glück gibt es Menschen, die helfen.

Philippe Wachsmann, Brüssel, geb. 1930 in Saarbrücken, 1939 nach Paris geflohen:

Dann hatten meine Eltern eine kleine Wohnung gemietet und dann bin ich wieder zu meinen Eltern. Und das war rue Botzaris an den Buttes de Chaumont in Paris. Und da bin ich zur Schule gegangen, in die jüdische Schule, die École Hirsch, am Secrétant, die besteht heute noch. Da ist ein Schild drauf, und zwar wurde an einem Tag die ganze Schule geleert in Busse, alles was jüdisch war wurde deportiert und kam um, aus der Schule. Ich war damals nicht mehr dort. Das war '42.

Da passierte, was wirklich unser Leben verändert hat. Und zwar bin ich eines Tages Rollschuh gefahren mit Freunden in dem Park Buttes de Chaumont, und als ich die Rollschuhe ausgezogen hab' – die waren an die Schuhe so angeschraubt – hat sich jemand zu mir gesetzt, ein Herr. Und der sagte zu mir: „Du bist Jude.“ Und ich hab' nie lügen können, ich habe immer den Eindruck, wenn ich was falsch sagen würde, dann werd' ich rot und dann sieht man direkt, dass ich sowieso lüge. Und dann hab' ich gesagt: „Ja.“ Und dann hat er mir eine Karte gezeigt mit blau-weiß-rot drunter, sagt er: „Ich bin von Gendarmerie“ oder Polizei, das weiß ich nicht mehr. „Sag deinen Eltern, sie sollen heute Nacht nicht zu Hause schlafen. Morgen werden die Juden verhaftet und sie sollen so viel Freunde wie möglich benachrichtigen, dass morgen die Juden verhaftet werden.“ Und dieser Polizist oder Gendarm, der hat mich also damals benachrichtigt, und das war am 19. Juli – glaube ich – 1942. Und ich bin dann nach Hause und das erste Wunder war, dass jemand mir das gesagt hat, und das zweite Wunder war, dass mir meine Eltern direkt geglaubt haben und alles unternommen haben, um nicht zu Hause zu

schlafen und Freunde und Bekannte zu benachrichtigen. Und dadurch haben wir, glaube ich, ziemlich viele Leute damals gerettet. Auf jeden Fall, wir waren nicht zu Hause, und am Morgen ist effektiv die Polizei gekommen, um uns zu verhaften. Wir waren nicht zu Hause, wir waren bei einer befreundeten Frau, einer Jüdin, die aber mit einem deutschen Nichtjuden verheiratet war. Ihr Mann war ein höherer Offizier und sie hat sich dadurch ... wie sagt man protégée ...

... geschützt ...

... geschützt gefühlt, ja, sie hat sich geschützt gefühlt, und effektiv wurde sie auch nicht ...

Und wir haben bei ihr die Nacht verbracht. Und nur als Anekdote: Leider hat sich am Ende ihr Mann scheiden lassen und sie wurde auch deportiert. Auf jeden Fall: Wir haben die Nacht dort verbracht, und wir haben dann eine andere Wohnung gefunden in einem großen Haus, wo sehr viele Wohnungen waren. Ich glaub' fast hundert Wohnungen waren in dem Haus oder sind in dem Haus, weil das Haus besteht noch. Und die Hausmeisterin, die hat uns benachrichtigt jedes Mal, wenn die Polizei uns gesucht hat, und dann sind meine Eltern einfach im Haus höher gegangen. Also wir haben im dritten Stock gewohnt, dann sind sie zum fünften, sechsten gegangen, bis nichts mehr los war. Dann sind sie runtergefahren mit dem Lift und unten hat dann die Frau gesagt: „Ja, sie sind weg, Sie können wieder in ihre Wohnung.“

Wurden sie von Nachbarn versteckt oder haben sie im Treppenhaus ...?

Nein nein, in unserer Wohnung. Meine Eltern haben den ganzen Krieg in unserer Wohnung verbracht.

Nein, wenn sie nach oben gegangen sind.

Ja, dann sind sie einfach im Treppenhaus geblieben. Und haben gewartet.

Und so haben sie alle Razzien überstanden?

Alle Razzien überstanden, meine Eltern haben alle Razzien so überstanden, ja.

18:00

Im besetzten Frankreich sind die Chancen, zu entkommen, größer. Also machen sich viele auf zu neuerlicher Flucht.

Ruth Salomon, Saarbrücken, dort geboren 1925, 1935 nach Paris geflohen:

Und natürlich, nachdem dann diese Sterne rauskamen, hat meine Mutter gesagt: „Ich bleib’ nicht hier, wenn ich mit diesem Stern hier rumlauf“, und die Kinder, dann werd’ ich genauso geholt.“ Und dann kam der passeur wieder – wir hatten seine Adresse, wir wussten genau, wo wir uns hinwenden im Falle eines Falles – und der passeur kam, wir waren in unserer Wohnung, und der passeur hatte uns dann falsche Papiere auch ausgehändigt, und wir sind dann mit der Frau des Freundes an die Grenze von dem unbesetzten Gebiet. Und als wir dort ankamen, ist der passeur ausgestiegen und hat uns alleine gelassen. Dann kamen junge Leute, und die haben uns dann mitgeholt, und gegen Abend lagen wir in einer Scheune. Und die Deutschen haben wir gesehen, die mit dem Gewehr – das war so die Grenze, zwischen dem besetzten und unbesetzten Und die Freundin meiner Eltern, also die da dabei war – auch schon eine ältere Dame –, die hatte wie’n Herzanfall gekriegt. In der Scheune, die Angst, man hörte die Deutschen, die haben ja schließlich ihr Geräusch mit Hund usw. Und dann kam auf einmal, oh, es war spät, es war nachts, kam dann wieder der junge Mann und hat gesagt: „Kein Wort. Kein Wort!“ Und wir sind dann aus der Scheune raus, haben den Deutschen patrouillieren sehen. Und da war Wasser, also das war – ich kann mich nicht mehr genau erinnern – es war wie so abgestandenes Wasser, oder es war ein kleiner Fluss, und da lag so ein Boot, und auf dem Boot war dann nur er und noch ein passeur, aber es waren ganz junge Leute. Und dann haben sie dann so getrillert wie Vögel, die haben sich dann so verständigt. Und dann wurden wir in das Boot da reingeschleppt, weil das Boot lag im Wasser, und wir mussten dann erst durchs Wasser auf das Boot, und dann kamen wir dann auf

der andern Seite, glücklich kann man fast sagen, wenn auch aufgeregt, kamen wir dann da an, irgendwie im Dorf, würde ich sagen. Wir haben ja gar nix gesehen, es war ja stockdunkel.

21:00

Aber auch in der „freien Zone“ sind die Flüchtlinge bedroht, denn die Vichy-Regierung liefert ausländische Juden aus.

Leonie Marx, Sarreguemines, geb. 1927, 1939 aus Frankreich geflohen:

Und nachts sind wir einmal geholt worden, also von den französischen Soldaten, Polizei, Papon, in den Transport von dem Papon da. Die hätten ja auch können sagen: „Versteckt euch, ihr seid nicht da.“ Nein, mit Gewehr haben sie uns in das Lager, wo ich Ihnen die Bilder...

Also Ihr Vater und Ihre Geschwister ...?

Der war dabei, meine Schwester und mein Bruder.

Wissen Sie, wann das war?

Das steht alles in ..., das können sie nachlesen, ja.

Und dann kamen Sie ...

Einige Familien wurden freigesprochen, und wir konnten zurück. Aber heut’ weiß ich noch nicht ganz genau warum.

22:00

Falsche Papiere können das Überleben sichern. Papiere, das Wort bekommt einen besonderen Klang.

Jean Lewy, Sarregemüines, geb. 1923 in Saarwellingen, 1936 nach Luxemburg geflohen:

Und dann sind wir am 10. Februar '41 von Luxemburg ausgewiesen worden, wieder von den Deutschen. Mit Papieren, mit dem Stempel drin, Jude und Israel und Sarah, wie das überall war, und sind wieder ausgewandert weiter nach Frankreich. Und wir kamen dann mit Autobussen von Luxemburg bis nach Dijon, und von Dijon im Zug weiter nach Montpellier. Und von Dijon aus hatten wir noch Schwierigkeiten mit der Kontrolle zwischen dem besetzten und unbesetzten Gebiet, und waren dann in Toulouse, erst in Montpellier und von Montpellier nach Toulouse zu dem Bruder meines Vaters gezogen. Und dort hab' ich dann wieder weitergearbeitet bei einem Bäcker und aber zu gleicher Zeit bei einem Bauern, um den Unterhalt zu verdienen.

Und Ihre Eltern?

Meine Eltern waren in Grenade, wo ich bei dem Bauer gearbeitet hab', und haben sich verstecken können. Dann kam die große Geschichte 1942, die Verschleppung der Jugend nach Deutschland zum Arbeiten. Und da bin ich untergetaucht unter falschem Namen und hab' dann drei Jahre unter falschem Namen gelebt. Ja, ich hieß damals Jean François Winger. Meine falschen Papiere als Jean François Winger waren mit Geburtsdatum 12. April 1924. Ich bin aber effektiv geboren '23, und den Namen Winger hab' ich bekommen von einem französischen Gendarmen, der einen Neffen hatte, der Jean François Winger hieß, und dessen Namen hab' ich dann adoptiert.

Also ein Polizist, der ja damals ...

... ein französischer Gendarm ...

... ein Gendarm, der ja damals ...

... der aber aus dem Lothringen gestammt hat und durch Zufall mit uns zusammengekommen ist, weil er auch selbst Vertriebener war. Ja, obwohl er Gendarm war, war aber Vertriebener aus der besetzten Zone in die unbesetzte Zone. Und mit dem François Winger war ich

sehr gut, der Gendarm. Und der hat mir dann gesagt: „Du versteckst dich unter dem Namen meines Neffens, der hat dasselbe Datum wie du, nur ein Jahr später.“ Und so hab' ich drei Jahre unter dem anderen Namen gelebt, bis 1945, bis der Krieg zu Ende war.

Jean Lyon, Brüssel, geb. 1925 in Saarbrücken, 1936 nach Paris und 1941 nach Südfrankreich geflohen:

Es war eine sehr, sehr schwere Zeit und wir hatten jahrelang Angst, dass man uns nach Papieren fragt, dass wir in Arrest kommen, dass wir deportiert würden. Wir hatten Angst, wir lebten in der Angst.

Hatten Sie Vertrauen zu der französischen Bevölkerung?

Ja, im Großen und Ganzen schon. Aber wir wussten schon, dass unter der französischen Bevölkerung auch Mitarbeiter von den Deutschen waren. Das war gefährlich, man konnte sich niemand anvertrauen. Man musste vorher wissen, dass dieser und der der Widerstandsbewegung angeschlossen war, wo man sich anvertrauen kann. Aber man wusste es meistens nicht. Und wir hatten eigentlich wenig Vertrauen, weil man Angst hatte, denunziert zu werden.

Und dieser prodeutsche und antisemitische Vermieter hat sie aber nicht denunziert.

Nein, weil wir uns falsche Papiere verschafft haben. Und zwar „richtige“ falsche Papiere. Das ist eine ganz komische Geschichte. Wir haben erfahren, dass die ganzen Dokumente, die Einwohnerpapiere, wie sagt man, die Geburtsurkunden und die Heiratsurkunden der Bevölkerung von Toul in dem Département Meurthe-et-Moselle verbrannt wurden. Das Rathaus verbrannte, die Papiere waren nicht mehr vorhanden. Dann haben wir an das Bürgermeisteramt Toul geschrieben und wollten einen Auszug unseres Geburtsscheins haben. Und die haben uns sehr gut erwidert, wir können das nicht, unsere Papiere sind verbrannt, sie müssen sich einen acte de notoriété machen lassen von dem Bürgermeisteramt, wo sie wohnen, mit zwei Zeugen. Und das haben wir auch gemacht. Also die Zeugen waren,

der eine war der Herr, also das war so eine kleine Wirtschaft, ein kleines Restaurant, wo wir oft zu Mittag gegessen haben, wir waren gute Kunden dort, und der war der eine Zeuge, und der zweite Zeuge war, soviel ich weiß, ein Gerichtsbeamter, den wir gut kannten. Also falsche Zeugen, die bezeugten, dass wir in Toul geboren waren. Und ich habe mich ein Jahr verjüngt, anstatt 1925 habe ich 1926 mich eintragen lassen, und dadurch waren wir gebürtige Franzosen, und waren weniger in Gefahr. Und dann kam noch dazu, dass wir wussten, dass in Briançon, wo wir vorher wohnten, der Polizeikommissar in der Widerstandsbewegung war. Wir wussten, dass er deutschfeindlich eingestellt war. Dann fuhren meine Schwester und ich nach Briançon, extra auf dieses Polizeikommissariat, um uns neue Papiere machen zu lassen, mit unserem acte de notoriété, weil wir wussten, der Kommissar ist uns freundlich eingestellt. Und das hat geklappt. Meine Schwester ist sogar allein, als junges Mädchen war das viel leichter, ist sie allein reingegangen in das Kommissariat, und ich habe auf sie gewartet. Und sie bekam die Papiere. Also wir hatten richtig eingetragene Papiere, in Briançon richtige eingetragene Papiere. Wenn man nachkontrolliert hat, waren die echt. Aber sie waren falsch.

29:30

Einige wagen sich unter falscher Identität in das Zentrum der Deportationen, nach Paris.

Kurt Stiefel, Saarbrücken, geb. 1921, 1936 von Saarbrücken nach Saint-Étienne geflohen:

Ich selbst meldete mich zum französischen Arbeitsdienst. Frankreich hatte keine allgemeine Wehrpflicht mehr nach der Besetzung, und um die Jugend etwas zu drillen, wurde eine Art Arbeitsdienst eingeführt. Das hieß Les Chantiers de Jeunesse. Ich meldete mich freiwillig dahin, obwohl ich kein Franzose war. Das einzige gültige Papier, das ich hatte, war ein Führerschein, auf dem stand: geboren in

Karlsruhe/Saar. Zu der Zeit wusste ja keiner in Frankreich, ob die Saar französisch war oder nicht. So wurde ich Jeune des Chantiers de Jeunesse und wurde nach Autrans einberufen. Autrans ist in der Isère.

Also dadurch war es Ihnen gelungen, sozusagen Franzose zu werden und sich in Sicherheit ...

Als Franzose angesehen zu werden, nicht Franzose zu werden, das kommt später.

Aber es war doch gewissermaßen schon ein rettender Schritt.

Ja, es war der rettende Schritt, weil ich mir gesagt habe, in den Chantiers de Jeunesse kann mir nicht viel passieren, da suchen sie dich bestimmt nicht. Um nach Villard-de-Lans zurückzukommen, meldete ich mich bei der Gendarmerie, um beim 1. Französischen Regiment mich freiwillig zu melden. Frankreich hatte aufgrund der Waffenstillstandsbedingungen das Recht, eine Hunderttausend-Mann-Armee für die Innere Sicherheit zu unterhalten. Die Franzosen sind ja so militärbegeistert, dass sie nie über 60 000 Soldaten rauskamen, die 100 000 wurden nie erreicht. Der Chef der Gendarmeriebrigade, der mich kannte, sagte: „Stiefel, ich hätte was Besseres für Sie, wenn Sie wollen, und zwar nicht als Soldat nach Leblanc in der Indre zum 1. Regiment zu gehen, sondern zur Garde Républicaine nach Paris, die gegenwärtig rekrutiert.“ Die Garde Républicaine in Paris ist die sogenannte Stadtwache. Das ist eine militärische Einheit, die immer in Paris bleibt, auch im Kriegsfall. Vor einigen Wochen ist sie in Saarbrücken aufgetreten, das war die Kavallerie-Musik.

Ich sagte: „Warum nicht. Ich kann auch nach Paris gehen“, denn ich dachte, in der Höhle des Löwen ist man am sichersten. „Ja“, sagte er, „aber sie müssen eine Prüfung machen.“ Warum nicht, mach' ich die Prüfung. Die Prüfung fand in Grenoble statt, und Kurt Stiefel war der beste. Unter den Blinden ist der Einäugige König, sagen wir mal. Worauf ich einen Marschbefehl bekam, mich in Paris, in der Caserne de Lorraine, Boulevard de Port Royal, 13. Bezirk zu melden. Ich fuhr daraufhin nach Paris und machte meine Rekrutenausbildung bei der Garde Républicaine. Das war von April bis August.

Welchen Jahres?

1944

Das heißt also, Sie waren ...

Im April war ich unter der deutschen Besetzung in Paris, im August wurde Paris befreit und wir gingen auf die Barrikaden.

Aber in dieser Zeit vor dem August gab es noch Razzien und Deportationen, bis zuletzt.

Ja.

Und in dieser Zeit waren Sie eben ...

... ich war in Uniform, in französischer Uniform in der Kaserne. War dadurch geschützt. Vierzehn Tage vor der Befreiung von Paris ist ja der letzte Deportationszug von Drancy noch weggegangen.

Louis Salomon:

Waren Sie irgendwann einmal bedroht dadurch, dass die Vichy-Regierung die ausländischen Juden ausgeliefert hat?

Natürlich! Die wollten mich in den Zwangsarbeitsdienst nach Deutschland schicken. Da bin ich das erste Mal untergetaucht mit falschen Papieren.

Sie konnten sich falsche Papiere besorgen?

Ja: Es gab gute und schlechte falsche Papiere. Die Leute, die einfach die Vordrucke hatten und selbst ausgefüllt haben, und ich hatte aber gute Papiere. Mein Vetter, der in Clermont-Ferrand, wie ich vorhin gesagt habe, beim Militär war, hat mir Papiere besorgt von einem Soldaten, der in Nordafrika war und zurückkam und dann gestorben war, und diese Papiere habe ich gehabt. Da hieß ich Jean Boudignon, geboren in Vendôme 1917. Daraufhin hab ich die echten Lebensmittelkarten gekriegt, verstehen Sie. Und dann wurde das heiß in Clermont-Ferrand, bin ich nach Paris und hab dort beim Metzger gearbeitet,

beim Pferdemetzger. Eine Stelle gefunden erst beim Viehhändler und dann dort und dann...

Wann sind Sie nach Paris gegangen?

1943.

Und dann haben Sie im besetzten Paris mit falschem Pass...

...mit falschen Papieren untergetaucht, ja. In der Masse tauchen Sie am besten unter, verstehen Sie. Da sind Sie unbemerkt. Und hab da gearbeitet; der wusste nicht, bis nach dem Krieg, was war.

Sind Sie mal kontrolliert worden bei einer Razzia?

Beinahe war ich dran! Die haben sich nicht drum gekümmert, wie man heißt, die haben einfach gerafft in der Metro und haben alle in Busse verladen und dann nachher wer übrig blieb, das war fraglich. Und ich in der Metro: Sehe die da so eine raffle, gehe durch. Die Feldgendarmarie, die hatten gleich die Hand wieder zusammen hinter mir, und ich bin nicht gelaufen, bin gegangen, ich hab jeden Moment gemeint: „Stehen bleiben oder wir schießen!“ Und die erste Ecke rum in den Gang, weg war ich; bin nie wieder in die Metro.

Und hatten Sie keine Angst, auch mal verraten zu werden; sind Sie mal erkannt worden, denunziert ?

Einmal ist mir passiert: Ich hatte einen guten Freund in der Normandie, der sogar die falschen Papiere besorgt hat von der Präfektur in Alençon für meine Mutter – die hieß dann nicht mehr Mathilde Salomon, die hieß dann Marie Simonet – und hatte einen guten Freund, der früher beruflich uns die Tiere betreut hat, wenn wir die auf den Markt gestellt haben, Henri Gros. Und ich war mit dem aufs Rennen nach Vincennes, und da war der Metzger aus Gasset und der Charentier waren dort auf dem Rennen. Und dann kommt der Henri Gros, sagte: „Du musst verschwinden, der Bouvier hat dich erkannt, der hat gesagt: „C'est le juif Salomon. Il faut le dénoncer.“ Und da hat der Henri Gros gesagt: „Nein, das ist nicht der Salomon, der ist bei Poitiers her, der arbeitet bei Cordonnier, da irrst du dich.“

War das nicht ohnehin ein ziemlich großes Risiko, zu dem Rennen zu gehen?

Eine Person auf Tausend da zu treffen! Ich bin nie wieder hin. Ich hab immer Gott sei Dank gute Freunde gehabt.

Aber der ist wirklich losgegangen um Sie zu denunzieren?

Der hätte es gemacht. Der hat es ja nicht gemacht, weil der andere ihn abgelenkt hat und hat gesagt, du irrst dich, das ist der nicht. Aber der hätte das gemacht, und der wollte, dass ich nach dem Krieg den anzeige, dass er bestraft wird, und er wäre Zeuge gewesen. Aber...was Zeit aufwenden usw., das bringt nicht viel. Aber ich hätte es tun sollen.

38:00

Von Denunziation wird drei Mal berichtet. Viel häufiger wird erzählt von erstaunlichen Beispielen von Solidarität – sogar der Behörden und der Gendarmerie.

Ruth Meyer:

Sie haben in Verstecken dann überlebt bis zur Befreiung?

Ja, ja. Ach, die Leute waren sehr brav. Wissen Sie wer die bravsten waren: die Kommunisten. Das waren die allerbravsten. Mein Vater, der hatte viele Relationen durch sein Bridge, und der war Freimaurer durch die Loge. Das englische Radio hat am Mittwochabend gesagt: „Achtung, Achtung: Es gibt große Razzien, versteckt Euch!“ usw. Und dann bin ich mit meinen Eltern sofort am nächsten Morgen nach Toulouse gegangen zu dem Maître de Grosse, der auch die Logenpapiere von meinem Vater gehabt hat, das war der Conservateur de Musée. Und der hat gesagt: „Mais oui, mais oui, je prends vos parents. Ma femme va aller samedi-dimanche à Louchon. Voilà, si tout va, vos parents pourront venir lundi.“ Glauben Sie, die Deutschen hätten gewartet von Donnerstag bis Montag, bis meine Eltern sich ver-

steckt haben? Und mein Mann hat draußen gewartet und hat gesagt: „Eh alors?“ Und da hab ich gesagt: „Nein, es geht nicht!“ Und dann hat der mich zum Eisenbahner gebracht – nein das hat er nicht gesagt – hat er mich zu Leuten gebracht, und das hab ich gesehen, es waren Eisenbahner, denn der hatte so eine kleine Mappe, wissen Sie, so eine viereckige. Der ist gerade die Treppe runtergekommen, und wir waren auf der letzten Treppe – mein Mann war nicht mehr dabei, nur meine Eltern und ich – und da hat er gesagt: „Vous venez chez moi?“ J’ai dit: „Oui.“ Et il a dit: „C’est pour ces gens là?“ Et j’ai dit: „Ce sont mes parents, oui.“ – „N’ayez pas peur. Moi je vais au dépôt de Castres.“ – Depuis, je sais qu’il y a un dépôt de la SNCF à Castres. Il existe encore aujourd’hui. „Il y a un demi-litre de lait sur la table, il y a les draps sur le lit, dans l’armoire. Il y a une chaise de toilette là haut, qu’ils allions le moins possible en bas. On s’occupe d’eux. Qu’ils ne se montrent pas! On s’occupe d’eux.“ Und da hab ich gesagt: „Qu’est-ce qu’on vous doit? Je vous laisse de l’argent.“ „Mais non, Madame, cela ne se paie pas, Madame.“

Das war ein Kommunist gewesen?

Das war ein Kommunist. Und wenn ich heute hier bin, dann verdanke ich es diesem Kommunisten. Sonst wären wir nicht da, wir hätten es nicht überlebt.

Erzählen Sie bitte noch: Sie haben ja in der Situation der Verfolgung auch ein Kind bekommen?

Ja, ja, das konnte nur Idioten passieren.

Wann ist Ihr Kind geboren?

1942.

Ein Sohn?

Ja. In Toulouse. Und die Ärzte waren einzigartig! Einzigartig!

Und dann mussten Sie sich mit dem Baby ständig verstecken?

Ja, erst einmal musste ich das Baby bekommen. Ich war eingeschrieben in einer Klinik, die hatten mittags einen englischen Fallschirmflieger bekommen, der hatte einen Augenschuss oder irgend so et-

was. Also konnten sie keine zwei gefährdeten Leute haben. Und dann hat der mich so rumgefahren in so einem kleinen Auto, und ich hab gesagt: „Ich kann nicht mehr sitzen, also irgendwo müssen Sie halten.“ Und dann hat er mich in die Klinik getan, da haben sie mich in die Wäschekammer getan. Und die Wäschekammer, da haben Sie noch so was drangemacht an die Tür, damit da noch Wäsche war, damit man das Baby nicht weinen hörte. Aber der Francis, der war so schwach, der hat nicht sehr geweint, der hat nur immer gewimmert. Also das war nicht so. Aber der Arzt, der war sogar ganz rechts, der war sogar in der Miliz, aber der war so brav; lieber Gott, der war ja so anständig. Die waren überhaupt so brav. Und die Krankenschwestern, die waren so brav. Die Tagesschwester ist nachher noch meinen Jungen an der Schule abholen gegangen, wie er sechs Jahre alt war. Und die Nachtschwester, die Madame Blanche, die ist immer gekommen und hat mir die Hand gehalten und hat gesagt: „Ça va aller, ma petite dame, ça va aller. Vous verrez encore votre petit garçon. Ils ne resteront pas. Ce sont des huns.“ Das wären Hunnen. Ach die Leute waren ja so brav, das gab es überhaupt nicht. Und das ganze Dorf: Sie haben einmal Reis mit Muscheln geschickt, das ganze Dorf – es sollte doch nicht so öffentlich sein – hat mich besucht.

Und Sie hatten nie Denunziation zu befürchten?

Nein, wir hatten achthundertsoundsoviel Leute. Der Pfarrer hat mich angehalten – war ein junger Pfarrer – ziemlich uninteressiert hat er mich angehalten und hat gesagt: „Wissen Sie was? Haben sie was unternommen, wenn Ihnen was passiert mit dem Kleinen?“ Da hab ich gesagt: „Ich hab nebendran die mémé, die hat...“ – Ich hab heute noch die Kommode da, ich hab auch meinem Sohn gesagt, die wird nicht hergegeben. Da hab ich eine Schublade herausgetan, da hab ich die Adresse von meiner Tante draufgeschrieben und Geld reingetan, und hab das zu der mémé nebendran, und hab gesagt: „Der Francis ist einer von Ihren Enkeln.“ Und da hat der Curé mir gesagt: „Machen Sie sich keine Sorgen, ich werde mich auch darum kümmern.“

Leonie Marx:

Erzählen Sie noch von der Zeit zwischen Ihrer Entlassung aus diesem Lager und dem Ende.

Ja, und dann wird das ganz schlimm. Als wir zurückkamen, hatten wir noch mehr Angst. Wir mussten uns noch mehr verstecken. Und mein Bruder, der war dann in Südfrankreich versteckt bei einem Bauer, der hat dann die Kühe hüten müssen. Meine Schwester, das war auch schlimm, aber die hat mehr Glück gehabt, die kam in ein Kloster, und da hatte sie es sehr gut.

Die Schwestern haben sie als Jüdin aufgenommen in das Kloster...?

Ja, die haben aber nichts gesagt. Ich hatte auch sogar einen Cousin, der lebt auch nicht mehr, der hat müssen die Messe – wie sagt man, als Messdiener – und war doch ein jüdisches Kind, wir haben uns so versteckt. Und ich war dann auch mal versteckt als Dienstmädchen, das war sehr schwer.

Und die Familie hat Sie dadurch geschützt, dass sie gesagt haben, Sie sind keine Jüdin?

Ja, ja. Aber wenn man so Dienstmädchen ist, und man ist ein armes, das ist schlimm: Kein Geld, allein..., und die haben viel profitiert, es war schlimm.

Philippe Wachsmann:

Also ich bin dann in ein Heim, in eine Schule, nach Montmorency, das ist ungefähr 20 km von Paris entfernt. Da haben mich meine Eltern da in eine Schule eingeschrieben. Ich war in der Schule, aber das wurde immer gefährlicher. Ich hatte einen Cousin, der war versteckt auf einer Farm neben Périgueux, also im Südwesten Frankreichs. Der hat dann arrangiert, dass ich auf die Farm kommen konnte. Und dann hab ich mir alleine falsche Papiere gemacht. Was heißt

falsche Papiere, einfach eine Studentenkarte mit falschen Angaben, anderem Namen, und die hab ich mir dann offiziell stempeln lassen von dem Bürgermeisteramt in Montmorency. Also ich war zwölf Jahre alt und hab gedacht, also die haben gar keine Schwierigkeiten gemacht darüber. Und das war genug, um über die Linie zu fahren, also über die – damals war ja besetztes und nicht besetztes Frankreich noch – und um durchzukommen über die ligne de démarcation wurde das genannt. Und da bin ich also durchgekommen, und bin auf die Farm gekommen, das war zwischen Périgueux und Bergerac, in einem kleinen Ort, der hieß Pont-Saint-Mamet, und da hab ich dann ein Jahr ungefähr gearbeitet, also richtig als Farmjunge, aber die Leute haben mich sehr gut behandelt. Aber das war wieder ein Wunder, weil in so einem kleinen Ort ist es ja unmöglich, dass so ein kleiner Junge, der aus Paris kommt, der ganz anders spricht als die Leute dort, der nicht bekannt ist dort, wo man nicht weiß von wo er kommt, dass niemand sich darüber Gedanken gemacht hat. Aber wir wurden nicht angegeben, oder die Polizei wusste, dass wir da sind, also dass ich da bin, und mein Cousin, der war in einer anderen Farm. Also das ging dann ohne Probleme. Da hab ich ein Jahr gearbeitet.

Die Tochter von der Familie, die mit uns damals gelebt hat in Paris, die war in einer anderen Farm mit zwei anderen jüdischen Jungen, älteren – also älter, die waren damals achtzehn, neunzehn Jahre alt und ich war zwölf oder dreizehn. Und die hat mir dann geschrieben und hat gesagt: „Komm doch zu uns.“ Das hat mich natürlich interessiert, denn ich war da ganz allein auf der Farm während des einen Jahres. Und da bin ich als zwölf-, dreizehnjähriger Junge, hab ich den Leuten da gesagt, ich geh weg, und hab mein Päckchen genommen und hab den Zug genommen und bin von Périgueux nach Agen, und von dort musste ich wieder einen Zug nehmen bis nach Nérac, um auf die Farm zu kommen, die in einem ganz kleinen Ort war. Aber in Agen bin ich stecken geblieben, weil die Züge waren nicht so regelmäßig damals, und der Zug von Agen nach Nérac war weg. Das heißt ich war zu spät für den Zug, ich hab den Zug verpasst und da musste ich also die Nacht in Agen bleiben, und ich hatte praktisch kein Geld. Da hab ich mich an einen Polizisten gewandt und hab gesagt: „Hören Sie, ich hab den Zug verpasst, ich muss die Nacht in Agen

bleiben. Besteht irgendwie eine Möglichkeit, wo ich übernachten könnte?“ „Oh“, sagte er, „wir wollen das probieren.“ Und da hat er Hotels angerufen und gefragt, ob sie mich... und niemand, es war kein Hotel frei oder sie wollten nicht. Dann hat er das Spital angerufen, die hatten auch nichts frei. Und da hat er gesagt: „Hör mal, ich hab eine Möglichkeit noch für dich, du schläfst bei uns auf dem Polizeirevier, auf dem Kommissariat.“ Also dann hat er mich auf das Polizeikommissariat geführt, und da waren verschiedene Polizisten, die haben da Karten gespielt oder was weiß ich was, und da hat wieder einer mich gefragt: „Was machst denn du in Agen?“ „Ja“, sagte ich „ich will nach Nérac. Ich hab dort Freunde.“ Und da hat er mich wieder gefragt: „Bist du Jude?“ Und da hab ich gesagt: „Ja.“ Und dann haben sie mich einquartiert in eine Zelle, da hab ich dann auf dem Bett dort geschlafen. Am nächsten Morgen haben sie mich dann zum Zug gebracht. Und zwar hatten sie den Kommissar verständigt, dass ich da war, der hatte seine Frau verständigt, und ich bin wirklich am Morgen mit – wie soll ich sagen – mit sehr viel Freundschaft zum Zug gebracht worden.

Und da möchte ich mich noch an eine Tatsache erinnern: Wie wir damals den Judenstern tragen mussten, ja, das heißt vor dem 20. Juni 1942, das heißt vor der Razzia, wo die Juden damals in den vél d'hive und dann nach Drancy gebracht wurden, da wurde ja Pflicht, den Judenstern zu tragen, wenn sie angemeldet waren. Wir waren angemeldet, und ich hab dann am ersten Morgen, als ich den Stern getragen habe, bin ich auf die Straße mit meinem Stern, und dann kamen mindestens dreißig bis vierzig Personen auf mich zu, die mich geküsst haben und gesagt haben, wie schändlich sie das fanden und so. Das war wirklich unglaublich. Und meine Freunde, wirklich, das ist eine sehr, sehr tiefe Erinnerung, die ich habe damals von dem ersten Tag, wo ich den Judenstern getragen habe in Paris in dem kleinen Viertel. Das war ja nicht genau im Zentrum von Paris, d. h. man hat sich ja ein bisschen mehr gekannt wahrscheinlich, wie wenn wir gerade mitten in der Stadt gewohnt hätten. Auf jeden Fall, damals von dem Kommissariat zum Zug, da ist die Frau vom Kommissar, der Kommissar, und die haben mich zum Zug gebracht mit Obst und Sandwiches für die Reise nach Nérac.

War das irgendwie gefährlich für diese Polizisten? Hatten die bereits Befehl, die Juden zu verhaften?

Natürlich, ja wahrscheinlich. Das weiß ich ja nicht, aber das war 1943, Anfang 1943, bestimmt hatten die Befehle, um die Juden zu verhaften.

Dann sind sie auch ein großes Risiko eingegangen, indem sie Sie unterstützt haben?

Wahrscheinlich, wenn zwischen ihnen ein Rechtsradikaler gewesen wäre, der sie angezeigt hätte und so was, wahrscheinlich, ja. Aber auf jeden Fall, nachher kam ja was, wo die Leute noch viel mehr Risiko eingingen, weil wir waren dann auf einer Farm in Mézin, nicht weit von Nérac, das ist ein ganz kleiner Ort. Die Farm war die vom Comte l'Hanovre de Tartasse. Und der hat also mit vollem Bewusstsein vier jüdische Kinder versteckt auf der Farm, also zwei achtzehn, neunzehn Jahre alte und das Mädchen, also die Tochter von dem Freund meiner Eltern, die hieß Jutta. Die kamen auch aus Deutschland. Die war ungefähr fünfzehn, sechzehn Jahre alt und ich war zwölf, dreizehn Jahre alt, und wir waren alle vier auf dieser Farm. Der Bürgermeister von der Stadt Mézin hat uns falsche Papiere, also offizielle falsche Papiere gemacht, d. h. wir waren papiermäßig, also ausweismäßig waren wir total legal dort. Und wieder waren wir ja... Also konnte ja niemand sich nicht bewusst sein, dass diese vier Personen auf der Farm waren, weil da waren ja noch andere Leute, die dort gearbeitet haben. Dann waren Erntefeste, wo alle Leute zusammenkamen, weil man hat ja die Ernte gemacht, einer bei dem anderen, man ist mit den Heumaschinen oder mit der Dreschmaschine ist man ja von Farm zu Farm gegangen – es hatte ja nicht jeder eine Dreschmaschine – und da haben ja die Leute mitgeholfen, von Farm zu Farm. Da war jedes Mal ein großes Essen und so. Also wir waren in Kontakt mit enorm vielen Leuten.

Und niemand hat Sie denunziert?

Niemand hat uns denunziert. Und wir waren dort bis Paris befreit wurde, also das war im August 1944...

Gustave Peiser, geboren 1929 in Saarbrücken, 1939 nach Volvic und 1941 ins Département Hérault geflohen:

Auf jeden Fall, was wir wussten ist – und das hab ich ja noch geschrieben – dass am 15. September ungefähr, um sechs Uhr, sieben Uhr morgens hat es geläutet und dann – mein Vetter und ich haben geschlafen – meine Tante, mein Onkel, meine andere Tante haben mir erzählt, dass ein Gendarm gekommen war (ein französischer, nie ein deutscher, alles was jetzt kommt ist nie ein Deutscher) sie müssten uns festnehmen, dass sie die ausländischen Juden festnehmen müssten, hauptsächlich die deutschen Juden, die die Staatsangehörigkeit verloren hatten.

Das hat er Ihnen aber rechtzeitig angekündigt?

Er hat uns das angekündigt: Er sagte in drei bis vier Tagen. Und während der drei bis vier Tage hatten wir Zeit, uns vorzubereiten, und das war natürlich sehr schwierig. Dieser Onkel Gautier, der war französischer Jude, der ist dort geblieben in Frankreich, weil er damals noch nichts riskiert hatte. Die französischen Juden haben damals nichts riskiert, solange die Deutschen nicht gekommen sind. Und wir haben dann unsere Sachen ein bisschen verscharrt. Die Schwierigkeit war natürlich, falsche Papiere zu bekommen. Das war sehr einfach von 1943 an, aber 1942 das war noch zu früh. Wir haben uns Identitätskarten gekauft und Fotografien und die Steuermarken, aber natürlich hatten wir nicht den Stempel. Und da ist meine Tante auf die Gendarmerie gegangen und hat den Gendarm was gefragt, wo der dann raus musste, und dann hat sie sich vier von den fünf falschen Papieren gestempelt – der hat das wahrscheinlich gewusst. Und dann ist er zurückgekommen, aber das fünfte konnte sie nicht mehr stempleln. Und da ist sie nach Hause gekommen, war sehr traurig, das war die von der Tante, den hat sie nicht stempleln können, und da ist sie wieder zurück, und da war niemand da, außer ein Mann, von dem man gesagt hat, er wäre blind. Auf jeden Fall hat sie gestempelt, die fünfte, ist hinter die Theke und hat gestempelt. Das war ziemlich einfach, aber dann kam der Gendarm, und da ist sie raus, hat ihm irgend etwas gesagt, und da hatten wir falsche Papiere.

Als erstes hat die Polizei sie gewarnt...?

Ein Polizist hat uns gewarnt – die Gendarmerie, nicht die Polizei, es war die Gendarmerie, das ist ein Unterschied.

Also ein Gendarm hat Sie zuerst gewarnt und auch später hat die Gendarmerie dann nicht gerade großen Verfolgungseifer gezeigt?

Nein, nein. Bei uns nicht. In Paris war es nicht so. Und das ist der große Unterschied mit Frankreich, zweifellos, wo es natürlich auch viele Deportationen gab, wo man überall überleben konnte. Entweder kam man in ein Kloster oder wurde unterstützt, und das hat es in Deutschland – vielleicht außer in Berlin – meiner Kenntnis nach nicht gegeben. Alle Leute, alle, meine ganze Familie, die in Deutschland geblieben ist, sind alle gestorben, ohne Ausnahme. Die, die in Frankreich waren, die viel mehr waren, da sind nur zwei deportiert worden – „nur zwei“!

Wie erklären Sie sich diesen Unterschied zwischen Deutschen und Franzosen?

Erstens war der Antisemitismus nicht so groß wie in Deutschland. Frankreich war seit der Affäre Dreyfus auch nicht mehr an Antisemitismus gewöhnt. Zweitens ist der Unterschied auch dadurch zu erklären, dass die Deutschen doch die Besatzer in Frankreich waren, und dass die Deutschen als Feinde galten. Also hilft man den Juden, die die Feinde der Deutschen waren; man kann es auch teilweise so erklären. Trotzdem glaube ich, dass der Ordnungssinn der Franzosen nicht so groß ist wie der der Deutschen, und dass sie eben gegen die Regierung sich anders verhalten, und nicht immer den Befehlen folgen. Es hat auch in Frankreich schlimme Sachen gegeben, das will ich nicht sagen. Die französische Polizei hat alle Juden in Paris festgenommen; so einfach sind die Sachen nicht. Aber man kann, und das will ich wirklich sagen: Was in Frankreich passiert ist und in Deutschland, ist nicht vergleichbar – für meine Meinung.

Ich will nicht Frankreich idealisieren, ich meine es sind viele Sachen passiert. Aber ich war dann drei Jahre in der Schule in Frankreich, und ich habe in der französischen Schule nie etwas gespürt, dass ich Deutscher war – das wäre viel schlimmer gewesen als Jude - und das

ist der große Vorteil der französischen Schule, wo alle zusammen sind ohne Religion, keine Religionskurse, keine Trennung. Und das hat während der Vichy-Regierung keine... trotzdem die Vichy-Regierung die Juden deportiert hat.

Teil 4: In Frankreich 1940 bis 1945

Zweites Band

00:30

Trotz Hilfe und Mitmenschlichkeit müssen viele erneut flüchten – innerhalb des Landes oder über die Grenzen.

Jean Lyon:

Ich flüchtete von Marseille aus nach Briançon in den Alpen, in den französischen Alpen. Dort war keine deutsche Besatzung, dort waren die Italiener, die viel weniger gefährlich waren. Und in dieser Alpenstadt waren wir ungefähr anderthalb Jahre lang. Es ist ein Kleinstädtchen, ein altes Städtchen, was ganz angenehm war. Ich ging dort nicht zur Schule, aber bereitete mich allein für das erste Abitur vor, was ich auch bestand in Briançon. Wir wohnten dann in einem Gartenhäuschen ohne Elektrizität. Ich arbeitete in den Ferien, in den drei Monaten Ferien, bei einem Elektrikermeister – meine Mutter wollte absolut, dass ich handwerklich etwas lernte, um mich ernähren zu können, und sie hatte Recht, ich gebe ihr Recht. Ich arbeitete sehr gerne mit einem freundlichen Mann und konnte dadurch selbst die Elektrizität, eine einfache Anlage, in das Häuschen machen, und die funktionierte sogar. Ich war sehr stolz darauf. Und wir hausten dann in diesem kleinen Häuschen ungefähr anderthalb Jahre lang.

Und dann wurde es wieder sehr gefährlich. Ich glaube die Deutschen kamen nach Briançon, oder die Gestapo suchte uns weiter, ich weiß nicht so genau mehr, was die große Gefahr war, aber wir sind wieder geflüchtet. Ich glaube man suchte uns wieder, die Gestapo suchte weiter. Und wir sind wieder geflüchtet. Wir gingen von Briançon weg 1942/43 ungefähr. Wir reisten dann mit der Eisenbahn nach Valence, südlich von Lyon, einige Tage, von dort aus nach

Montpellier. In Montpellier am Mittelmeer mieteten wir für vierzehn Tage lang eine Wohnung und erfuhren dort, dass uns die Gestapo doch weiter suchte, dass wir dort nicht bleiben sollten; es war zu gefährlich. Meine Mutter war immer etwas pessimistisch eingestellt – mit Recht natürlich – und sie war sehr vorsichtig und sehr energisch auch. Und wir flüchteten wieder weiter. Wir gingen von Montpellier aus nach Brive, und von Brive aus – wir waren nur einige Tage lang dort – dann gingen wir nach Saint-Flour. Saint-Flour ist in der Auvergne im Cantal, im französischen Gebirge, eine kleine, alte Stadt, 800 bis 1000 m hoch gelegen, wo es entsetzlich kalt war im Winter. Wir mieteten dort ein Zimmer, ein doppeltes Zimmer: eins für meine Mutter, eins für mich. Wir wussten, dass die Besitzer der Wohnung sehr für Deutschland eingestellt waren, antisemitisch eingestellt; es war gefährlich. Aber ich ging dort in die Schule, in das Collège von Saint-Flour und konnte mein zweites Abitur in Mathematik vorbereiten, was ich in Clermont-Ferrand abgelegt habe. Meine Ausbildung war nicht ganz unterbrochen. Ich konnte so nach und nach doch etwas lernen. Dann kam 1944 die Landung der Amerikaner in Frankreich. Und an diesem Tag – es war am 6. Juni 1944 – bin ich mit der Hälfte meiner Klasse in das maquis gegangen, um uns zu retten. Denn die Deutschen marschierten in Saint-Flour ein, es wurde sehr gefährlich. Und wir jungen Leute, wir waren dann achtzehn, neunzehn Jahre alt, es wurde sehr gefährlich für uns. Wenn man unsere Papiere geprüft hätte, man hätte schon gemerkt, ich bin Jude, und wir wären sofort deportiert worden.

Gustave Peiser:

Und wie sind Sie dann entkommen?

Ja, das war natürlich ein schlimmes Trauma, nämlich ... Viele sind nach Spanien. Aber wir hatten keine Möglichkeit dazu. Wie meine Tante und mein Onkel, die sind da in eine filière reingekommen. In dieser filière gab es katholische Pfarrer, Protestanten – in Südfrankreich gibt es viele Protestanten, und die haben schon schwer unter Frankreich gelitten seit Ludwig XIV. Die wussten, was Minori-

täten sind. Die haben den Juden sehr viel geholfen, die französischen Protestanten, die sehr antideutsch waren – mehr als die Katholiken natürlich, schon aus Mitgefühl – und auch Kommunisten. Und die haben uns gesagt, wir müssten zu einem Bürgermeister an der Schweizer Grenze, in Novel, in den Bergen, und die würden uns über die Schweizer Grenze bringen gegen Bezahlung, aber das war ja nicht das Schwierigste. Aber das Schlimme war, erstens musste man nicht aufgehalten werden, auf dem Weg dorthin, es waren 400 km bis dahin. Und dann haben die Schweizer schon angefangen, die Leute zurückzuschicken. Sehr viele sind zurückgeschickt worden. Und da war eine Kontrolle von einem Gendarm ... mehrere Gendarmen. Da hat mein Onkel gesagt: „Wir gehen alle zu demselben. Wenn er einen festnimmt, dann nimmt er alle fest, aber wenn er keinen festnimmt, dann sind wir frei, und da hat er Recht. Der hat die Papiere angeschaut – er hat sicher gesehen, dass es falsche Papiere waren. Und da wir alle zu demselben gegangen sind, hat er nichts gesagt.“

Und jetzt kommt ein Verrat: Dieser Besitzer dieser großen Fabrik in Lyon – es war eine der größten, der hat sich sehr gut bei meinem Onkel benommen. Der hat gesagt: Gehen Sie zu einem unserer Vertreter, Franzose in Thonon, der wird Ihnen helfen. Wir sind hingegangen. Der hatte eine große Villa über Thonon, hat uns zu essen gegeben, dann ist er verschwunden. Ich hab es nicht gemerkt, aber mein Vetter hat es mir erzählt. Seine Frau hat gesagt, verschwinden Sie lieber, ich habe Angst, mein Mann, der verrät Sie an die französische Polizei. Also das ist ein Verrat eines Franzosen. Ob es wahr ist, wahrscheinlich ja. Den Namen kenn ich sogar noch.

Wir sind weg und haben in Evian übernachtet, in einem Hotel. Wir wussten nicht mehr, was wir machen sollten. Wir sind dann am nächsten Tag gelaufen, den ganzen Tag. Es waren vielleicht nur zwölf Kilometer, aber Sie müssen bedenken, meine Tante war krank, mein Onkel hatte dreißig Kilo verloren. Ich hatte nur Holzschuhe, ohne Sohlen, ich meine, ich könnte heute besser laufen. Und wir haben die Koffer getragen. Wir haben viel gegessen, wir hatten natürlich viel mitgenommen, zum Essen, das war gar keine Schwierigkeit. Wir waren doch ausgehungert ein bisschen, nicht tragisch, aber immerhin ausgehungert durch zwei Jahre. Und dann sind wir gelaufen, und um

fünf Uhr nachmittags kamen wir nach Bernex in ein Hotel. Dann hat mein Onkel gesagt, wir bleiben die Nacht hier, und die Nacht haben wir verbracht. Ich hatte meine Sohle verloren von meinem Holzschuh, und ich konnte nicht mehr laufen. Der Hotelier hat ihn mir repariert, und die Holzschuhe – das sieht nach nichts aus, aber man kann nicht laufen, wenn man keine ... nicht Sohle, sondern Ferse mehr hat.

Gut, am nächsten Tag war der schlimmste Tag, wenn ich sagen kann, meines Lebens. Da sind wir weggegangen um fünf Uhr morgens, sind gelaufen, gelaufen und gelaufen und haben immer mehr Sachen aus dem Koffer raus. Und das ist schlimm, man sagt sich, bis hierher hab ich es getragen, warum soll ich es nicht weitertragen? Es gab Wasser, es war auch nicht warm, es war bewölkt, aber rauf und runter, rauf und runter. Und um zwölf Uhr nachmittags ungefähr kam einer uns entgegen und hat meinen Onkel gefragt: „Was machen Sie hier?“ Und mein Onkel hat gesagt: „Wir sind Touristen.“ Da hat er gelacht: „Touristen, das ist lächerlich. Sie sind wahrscheinlich Flüchtlinge und Sie gehen zu dem Bürgermeister von Novel.“ Da hat mein Onkel gesagt: „Ja.“ Sagte er: „Passen Sie auf, die französische Gendarmerie hat ihn festgenommen als passeur, die warten auf die Flüchtlinge, die da ankommen, die haben eine Falle gestellt.“ Die französische Gendarmerie! Und da waren wir ganz außer uns. Er sagte: „Gehen Sie zu seinem Bruder, der ist dort und dort in einem Chalet.“ Wir haben ihm getraut, und das war wahr. Dieser Bürgermeister von Novel ist auch später erschossen worden. Nicht sofort damals, später.

Wir sind dann zu dem Bruder gegangen, und der hat gesagt: „Ja, die französische Polizei ist bei meinem Bruder. Wenn Sie dorthin gegangen wären, wären Sie sofort festgenommen worden.“ Und wenn man festgenommen wurde, dann wurde man deportiert. Und dann haben wir gewartet, und dann um sieben Uhr abends sind wir weg. Gegen zehn Uhr abends hat es angefangen zu regnen. Wir haben gut gegessen, aber wir waren todmüde, natürlich. Wir sind gelaufen und gelaufen in der schwarzen Nacht. Wir konnten natürlich nichts anmachen: kein Feuer, kein Streichholz, keine Taschenlampe. Er hatte uns wirklich in die Schweiz führen wollen. Um elf Uhr hat es ein Gewitter gegeben. Es war der 22. September 1942. Und gegen zwölf Uhr hat es geregnet und geregnet. Hat er gesagt: „Gehen sie über

diesen kleinen Fluss – es war ganz einfach ein kleiner Bach, la Morge, das ist die Grenze.“ Es war ungefähr auf 800/900 m Höhe, vielleicht auch 1000 m, nicht sehr, sehr hoch, aber immerhin für uns ... Und sagte er: „Passen Sie auf, gehen Sie in die Schweiz, nehmen Sie einen Zug und fahren Sie bis nach Bern. Stellen Sie sich der Polizei in Bern, die werden Sie dann nicht mehr zurückschicken, wahrscheinlich. Wenn Sie jetzt festgenommen werden, dann schicken die Schweizer Sie zurück.“ Und fünf Minuten später, zehn Minuten später haben wir einen Hund getroffen, der uns angebellt hat, und wir haben gedacht, jetzt... er hat uns in Frankreich gelassen. Aber es war ein Schweizer Zollbeamter, der nachts patrouilliert hat, und er hat uns durchsucht und hat gesagt: „Gut, Sie sind Flüchtlinge.“

Wir haben vorher unsere Papiere zerstört, natürlich. Man konnte natürlich nicht in die Schweiz gehen und sagen, wir sind jüdische Flüchtlinge mit französischen Papieren. Wir hatten also keine Papiere. Niemand hatte Papiere, wenn er ankam. Es hatte keinen Sinn, falsche Papiere in der Schweiz zu zeigen, das wäre natürlich der Grund gewesen, die Leute wieder zurückzuschicken, als Franzosen. Und dann haben wir gesagt, wer wir sind, und da hat er gesagt: „Gut, ich muss Sie zurückschicken. Sie gehen den Weg zurück!“ Es war schrecklich. Zwölf Uhr nachts, es hat furchtbar gedonnert und geblitzt, wirklich wie im Film. Wir wussten nicht ..., und da hat mein Onkel gesagt: „Es macht nichts, wir gehen weiter in die Schweiz.“ Und da hat der Zollbeamte gesagt: „Gut, dann schieße ich auf Sie!“ Und da hat mein Onkel gesagt: „Dann schießen Sie, es ist mir ganz egal.“ Und dieser Schweizer, dieser arme Schweizer war verzweifelt, was sollte er machen. Auf uns schießen, das hat er natürlich nicht gewollt. Aber er hatte den Befehl, uns zurückzuschicken, und wir wollten nicht. Was konnte er machen. Also hatte mein Onkel sich mit ihm vereinbart, dass er uns nach St. Gingolph bringen, an den Genfer See, St. Gingolph ist halb französisch, halb auf der Schweizer Seite, und dass er uns dort den Zollbeamten der Schweizer Polizei überreicht. Aber er hat gesagt: „Ihr habt überhaupt keine Chance.“

Wir sind fünf Stunden gelaufen. So um fünf Uhr morgens..., da waren drei, vier Zollbeamte drin, die haben gesagt: „Gut, wir treffen keine Entscheidung.“ Ich hab mich mit meinem Vetter – ich erinnere mich

ganz genau – auf den Steinboden gelegt, wir waren vollständig nass, durchnässt, wir konnten nicht mehr! Zu essen hatten wir, das war keine Schwierigkeit. Wir haben geschlafen und haben gedacht: „Gut, werden wir deportiert, ist auch nicht zu ändern.“ Und dann, sie haben uns ein bisschen zu essen gegeben sogar, waren nicht besonders nett, aber auch nicht... es war ihnen ziemlich egal. Und dann um acht Uhr kam der Chef und hat gesagt: „Gut, und wie sind die Familienzusammenhänge?“ Und hat gesagt: „Gut, ich schicke Sie zurück, aber diese Frau Henni, die wird auf jeden Fall zurückgeschickt, die ist ohne Kinder.“ Und da hat mein Onkel gesagt: „Dann sagen sie doch, dass diese Frau Henni die Mutter von dem Gustave ist, das können Sie denen doch sagen!“ Sagte er: „Gut, ich werde es versuchen, aber auf jeden Fall werden Sie zurückgeschickt, da ist wenig Chance.“ Und da von neun Uhr bis zehn Uhr hat er mit Bern telefoniert. Er hat uns nicht verteidigt. Er hat gesagt, das Einzige, das hat die Sache entschieden: Viele Leute, junge Mädchen, die Leute sind rüber und haben gesagt, ich bin sechzehn und waren siebenundzwanzig in Wirklichkeit. Aber wir haben wirklich ausgesehen wie dreizehn, fünfzehn. Er hat gesagt: „Ja da sind zwei Jungen, der eine sagt, er sei dreizehn, so sieht er auch aus, und der andere sagt, er sei fünfzehn, und so sieht er auch aus.“ Und dann um elf Uhr kam ein Anruf aus Bern, der sagte: „Behalten Sie sie.“ Und da war es für uns alles. Wir haben nie mehr persönlich dann gelitten. Wir sind drei Jahre in der Schweiz geblieben ...

André Köster, geboren 1925 in Saarbrücken, 1936 nach Paris emigriert:

Es fing an mit der exode, also der Auswanderung von Paris. Da waren Millionen auf den Straßen gewesen. Wir brauchten ungefähr drei Wochen von Paris bis zu den Pyrenäen, mit meiner Großmutter im Auto und dem Gepäck auf dem Auto, also es war keine schöne Reise gewesen. Manchmal hat man auf der Straße geschlafen, ein anderes Mal im Schloss und das dritte Mal in einem Hotel und das vierte Mal in einem Viehstall. Also jede Nacht war anders. Das Verhältnis der französischen Bevölkerung gegenüber den Flüchtlingen war nicht

sehr angenehm. Es gab welche, die haben geholfen, es gab andere, die haben ihnen eine Flasche Wasser verkauft, je nachdem auf wen sie getroffen sind. Es war nicht sehr angenehm. Also meine Eltern haben sich dann in Arreau installiert, Arreau ist nicht weit von Tarbes das ist die Hauptstadt von dem Département, und dort bin ich in die Lehre gegangen – soweit man das eine Lehre nennen kann – und hab die Reparatur von Büromaschinen usw. dort gelernt, bei einer Firma, die heute noch existiert. Der Chef der Firma wurde deportiert 1943 nach Buchenwald, glaube ich, weil er Widerstand geleistet hat und andere Mitglieder der Familie auch. Also das waren sehr anständige Leute. Bis November 1942, als die deutsche Armee Südfrankreich besetzt hat – deutsche Armee hieß natürlich deutsche Armee, Gestapo und alles was dazugehört. Und da meine Eltern nicht leicht versteckbar waren – mein Vater hat einen schweren accent gehabt –, haben wir beschlossen, alle vier zu Fuß über die Pyrenäen im November nach Spanien zu gehen. Das war ein kleiner Ausflug von drei Tagen. Ein Schmuggler hat uns geholfen, über die Grenze zu gehen. Die Gendarmerie hat uns sogar mit dem Auto bis an die Grenze gebracht, bis zum Ende von der Straße, aber weiter ging es nicht.

Also die französische Gendarmerie.....?

Ja, ja, die waren sehr anständig. Und kaum sind wir in Spanien angekommen, wurden wir festgenommen von der Guardia Civil. In der ersten Nacht haben wir im Hotel gewohnt, in der zweiten Nacht mussten wir ins Gefängnis gehen. Da wurden wir dann eingesperrt. Meine Eltern, die schon sechzig Jahre seinerzeit waren, wurden nach zehn Tagen entlassen und konnten nach Barcelona, wo sie dann bis Ende des Krieges überlebt haben. Mein Bruder und ich wir waren im militärfähigen Alter, und wir sind 6 Monate in dem Gefängnis geblieben. In der Zwischenzeit hatte ich dort Spanisch gelernt, denn wir waren in einem kleinen Gefängnis, insofern dass dort 4000 Spanier waren. Die waren alle zum Tode verurteilt, weil sie Kommunisten oder rojos waren – Rote –, und es waren ungefähr 100 Franzosen und andere Ausländer in dem Gefängnis.

Aber bemerkenswert ist, Franco-Spanien, verbündet mit Hitler-Deutschland, hat Sie nicht ausgewiesen, anders als die Schweiz beispielsweise?

Ich weiß nicht, inwiefern und man gekauft hat oder verkauft hat. Aber wir waren ungefähr drei Wochen im Gefängnis, plötzlich kam Geld vom Britischen Konsulat und vom Kanadischen Konsulat, die haben uns jede Woche 35 Peseten geschickt, so dass wir die Ernährung von außen bestellt haben. Die Spanier hatten viel Respekt vor uns, bis zu einem Tag, wo wir genug hatten von denen. Die Spanier hatten jeden Mittwoch zwei oder drei von den spanischen Häftlingen erschossen; und das hat uns natürlich nicht gefallen.

Hatten Sie Sorge, auch erschossen zu werden?

Nein, absolut nicht, wir waren ja registriert beim Konsulat und hatten Ruhe. Aber wir haben so einen Radau gemacht, und die haben aufgehört, die Spanier zu erschießen, zumindest im Gefängnis. Ich weiß nicht, was sie mit den Leuten sonst gemacht haben, aber die im Gefängnis waren sehr dankbar. Die hätten sich nie getraut, irgendwie einen kleinen Aufstand zu machen, aber die Ausländer konnten es sich erlauben. Nach sechs Monaten haben sie uns von einem Tag auf den anderen entlassen, in einen Zug gesteckt nach Portugal – also die Details von den Reisen erzähle ich Ihnen nicht, nämlich die sind uninteressant. In Portugal hat ein Schiff auf uns gewartet, das uns nach Casablanca transportierte; es waren ungefähr 2000, 3000 Leute an Bord. Wir wurden in Casablanca in ein Camp gesteckt, und dann kamen die französischen Offiziere von den Vichy-Regimentern, die es damals dort gab, und wollten rekrutieren. Sie hatten wenig Erfolg, dagegen war ein Offizier von der tendance de Gaulle da, der hat natürlich succès gehabt, und die meisten Leute haben sich bei dem engagiert. Die Vichy-Armee war noch schwer unter dem Einfluss von Pétain, von Weygand und Darlan und von den ganzen Mitarbeitern, die mit den Deutschen zusammengearbeitet haben.

Aber Casablanca war damals schon von den Amerikanern....?

Ja, Casablanca war damals schon befreit von den Amerikanern....

23:30

Nach der Besetzung ganz Frankreichs wächst die Gefahr in der vormaligen 'befreiten Zone'.

Leonie Marx:

Nun kam der Krieg und dann hat mein Vater sich engagiert als – wie sagt man das – als Soldat, als freiwilliger Soldat. Sehr wahrscheinlich, weil er keinen Beruf hatte, und das war dann leichter für meine Mutter. Und unsere Mutter ging dann mit uns drei Kindern in ein kleines Dorf, und von dort aus war wieder ein Cousin in Südfrankreich, der hat uns dann kommen lassen. Das war alles so viel. Ich persönlich, solange die Mutter noch gelebt hat, war das nicht so schlimm für mich.

Wann ist Ihre Mutter gestorben?

Die Mutter ist gestorben 1941.

Und Sie hatten noch einen kleinen Bruder?

Und eine Schwester. Mein Bruder war vier Jahre alt und meine Schwester acht, und ich musste sie großziehen, in komischen Verhältnissen: Mein Papa ging dann morgens fort, in dem Dorf, wo wir gewohnt hatten. Der hat bei einem Bauern gearbeitet oder hat für die Straße Steine gemacht, oder im Wald.

War das nach seiner Demobilisierung?

Ja, dadurch dass die Mutter gestorben war, konnte er wieder zurück.

Sie waren dann bei dem Vater?

Wir waren dann beim Vater. Und dann ging das Schlimme an. Die Deutschen, die haben dann die Franzosen gesucht, die nicht nach Deutschland wollten. Den maquis nennt man das. Und die Juden. Waren dann oft im Stall, bei den Kühen haben wir geschlafen, nachts, oder im Wald. Dort in dem Dorf hab ich auch damals – kann ich mich

jetzt grad gut erinnern – eine fürchterliche Ohrenentzündung bekommen, und konnte sie nicht richtig pflegen, konnte nicht zum Doktor gehen, und das hat mir viel, viel Sorge gemacht. Nun hab ich auch das Gehör verloren, bin seitdem immer in Behandlung, und habe auch viele Depressionen gehabt. Nachts konnte ich oft nicht schlafen, es war so schlimm.

Sie haben jahrelang unter der Angst gelebt?

Ja. Und dann wurden wir auch einmal nachts – das ist bald nicht zu glauben, im Kino könnte man das erzählen: In dem kleinen Dorf, die Männer sind dann alle weg, da kam ein deutsches Regiment, und die kamen zu mir in die Küche, und denen hab ich müssen Eier backen. Wenn die gewusst hätten, dass ich Deutsch verstehe, und dass ich noch ein jüdisches Mädchen bin, das wäre schlimm gewesen. Und ein Soldat, der, der wollte so ein bisschen dann ... Ein Offizier hat ihn dann zurückgehalten, das kommt mir jetzt wieder gerade so ein. Und lauter so Sachen, das muss man erlebt haben, um das alles zu verstehen.

Wie waren denn die Leute da in Südfrankreich, haben die Ihnen geholfen?

Sehr gut, keiner hat uns verraten. Ein Glück, sonst wären wir nicht mehr da. Ja das war schlimm, z. B. wenn ich habe einem deutschen Soldaten kochen müssen, Eier backen. Ja, das ist nicht zu glauben. Wenn man das im Kino sieht, sagt man, das ist ein Film. Aber das ist wirklich wahr. Ich hätte vielleicht so viel zu erzählen, aber Sie können das lesen.

Nein, erzählen Sie. Wie war das, als die Soldaten wieder gingen?

Ich weiß noch gut an der Tür, da hat einer den anderen gefragt: „Sind oben noch Zimmer?“ Und ich hab geantwortet, aber in französisch, zum Glück. Und da hat der eine zu dem anderen gesagt: „Wie kommt das, dass die das verstanden hat?“ Das weiß ich noch gut. Ein Glück, dass ich nicht in deutsch... Ich war fünfzehn, sechzehn Jahre alt, da ist man noch ein bisschen dumm. Alles Glückssache! Mein Papa hat sich versteckt im Wald.

Diese Alpträume und Depressionen haben Sie die heute noch?

Ja, ich bin in Behandlung.

Die ganze Zeit?

Die ganze Zeit? Nicht immer, immer...

Und wie ist das, wiederholt sich da diese Angst?

Ab und zu. Kein Angstgefühl, aber ich bin dann übernervös. Ich nehme jeden Tag Tabletten ein wegen Blutdruck und so Zeug. Im Moment geht es mir gut. Es könnte schlimmer sein. Ich darf den Kopf nicht hängen lassen. Es war eine schreckliche Zeit. Und es sind Sachen, die kommen manchmal zurück, obwohl es schon so viele Jahre sind. Aber das vergisst man ja nicht.

Ruth Meyer:

Und dann war ich am 1. Mai 1944, wäre ich ihnen fast in die Hände geraten. Mein Francis, der war an Ostern, war der mir, wo ich versteckt war, aus dem Bett gefallen. Wissen Sie, da musste ich helfen morgens – nicht ich musste, aber ich hab natürlich geholfen, ich war ja nicht auf Besuch – und da hab ich den im Bett gelassen, der hat geschlafen. Da war der gerade zwei Jahre alt. Aber da hat er – was er gemacht hat, weiß ich nicht, das waren diese hohen Betten im Dorf, wissen Sie – und da ist er über das Bett geflogen, und da war so Stein, so Fliesen, denn da war ein Waschbecken. Und da hat er sich eine große Beule gemacht. Also ich war ja kein so ein Doofnickel, wie die oft im Dorf sind. Ich bin schnell in die Apotheke gelaufen, es war Ostersonntag oder Ostermontag. Und die Apothekerin hat gesagt: „Man muss kalt draufmachen usw., aber man müsste eigentlich röntgen, man kann das so nicht wissen, es ist ein sehr kleines und zartes Kind.“ Also ich hab mich sofort einschreiben lassen, jede Woche ist einmal der Autobus in die Stadt gefahren. Es waren 32 km, von dem Dorf, wo ich war, wo ich versteckt war. Da hat mich der Tierarzt hingebbracht. Der hatte ein Auto. Um Ihnen zu sagen: Alle haben geholfen, alle, alle, alle haben geholfen. Und da bin ich in die Stadt

gefahren, aber ich hab nicht richtig überlegt, es war der 1. Mai und die Deutschen hatten Angst vor dem 1. Mai. Die hatten Angst gehabt, es gäbe Unruhen. Und die hatten über die Landstraße so Reisig gemacht, und da hat er gestoppt. Und dann sind sie gekommen mit aufgepflanztem Seitengewehr, und dann haben sie die Papiere... Und ich hatte wohl falsche Papiere, ich hieß Nicola. Ich hieß doch Neher. Es musste doch, mein Mann damals hatte man noch Monogramm auf dem Hemd: „AN“ Also Nicola hieß ich. Meine Eltern hießen Lallemand, denn mein Vater hatte zweiundzwanzig Jahre eine Sekretärin aus Forbach, die hieß Lallemand. Da hat er alles gekannt, alles hat er von denen gekannt. Man musste ja alles kennen. Aber auf meinen Papieren hat gestanden „in Saarbrücken geboren.“ Das war falsch, aber ich konnte es nicht zurückgeben. Das war ja nicht, als wenn was eingekauft hat, und man konnte zurückgeben. Man hat falsche Papiere bekommen, und der Mann war dann nicht mehr da.

Also der hat gesagt: „Na, da ist eine in Saarbrücken geboren, dann sprechen Sie wohl Deutsch?“ Nix. Und dann hat er gesagt: „Sie sprechen kein Deutsch?“ Und dann hat er einen gerufen, ich hab nie wieder so etwas gehört, hat er gesagt: „Adam, komm mal her!“ Haben Sie viele Deutsche gekannt, die Adam mit Vornamen hießen? Hab ich noch nie jemand gehört. Es war der erste Adam. Das war ein Kind, der kam sicher noch aus der Kinderschule, der war vielleicht siebzehn Jahre alt. Das war der Adam. Der hatte auch ein Gewehr. Ich hab gedacht, das Gewehr, das bringt den noch um. Und der hat dann gesagt: „Nix deutsch?“, hab ich gesagt: „Nix deutsch!“ Und da haben sie mich runtergeholt – und mir haben die Beine, so die Knie ein bisschen gezittert – und da hab in den Francis geholt. Und dann haben sie mich in so eine Baracke, wie wir auf den Bauplätzen gehabt haben, wissen Sie, so eine Baracke. Und da war dann ein sehr gut aussehender Kapitän oder Leutnant – ich hab die Grade nicht gekannt – und der hat dann gut französisch gesprochen, und er hat gesagt: „Alors, vous ne parlez pas l’allemand?“ Et j’ai dit: „Non, je ne parle pas l’allemand. Mon père était ingénieur des mines en Sarre. J’avais deux ans quand nous sommes partis dans le Nord à Lens.“

Jedes Baby hat gewusst, in Frankreich, dass in Lens die Präfektur gebrannt hatte, und unsere Nachbarn waren doch alles Franzosen

um die Christ-Königs-Kirche herum in Saarbrücken, und die sind wirklich versetzt worden: Nach Norden oder in den Midi. Die sind oft nicht so lange geblieben. Und da hat er gesagt: „Écoutez, Madame, à moi vous le pouvez dire. Parce que si vous me ne dites pas la vérité, je vous donne à la Gestapo, qui va vous fusiller toute de suite. Ou on me donnera l'ordre de vous fusiller.“ J'ai dit: „Et pourquoi? Je ne vous ai rien fait. Pourquoi il faudrait que vous me fusilliez?“ „Ah oui? Si vous me mentez, je vous fusille, et votre petit garçon aussi.“ „Je le vous dis: je ne parle pas l'allemand.“ „Et le petit?“ Der hat überhaupt nichts gesprochen, der Francis, und da hat er ihm ein Bonbon gegeben. Hat er auch nicht gewollt. Und dann hat er gesagt: „Bon. Maintenant je téléphone à la Préfecture, Madame.“ Ich hatte beim Anwalt hier gearbeitet. Der hatte mir immer gesagt: „Il ne faut jamais avouer. Man darf nie zugeben.“ Der hat mir gesagt, der hat mir ein Dossier aufgemacht, eine Akte, und hat gesagt: „Qu'est-ce que vous voulez? Le type a avoué. Qu'est-ce que je plaide encore? Il ne faut jamais avouer!“ – Und dann hat er die Präfektur angerufen mit so einem Feld-Dingsda. Und dann hat er die Präfektur bekommen. Aber an der Präfektur hat er dann gefragt, ob die Karte in Ordnung geht. Aber er hat so einen Akzent gehabt, dass der gesagt hat, ja, ja, er guckt nach. Sicher hat er das Dings neben dran gelegt, und nach zehn Minuten ist er dann gekommen und hat gesagt: „Ja, ja, Karte geht in Ordnung, ist richtig.“ Und da hat er sich vielmals entschuldigt, und ich durfte in seinem Wagen nach Toulouse fahren...

Louis Salomon:

Und dann war ich noch mal in Gefahr. Dann hab ich ja da gearbeitet beim Pferdemetzger und wir haben da Tiere geholt für die Widerstandsbewegung in Paris. Und da musste ich ja raus aufs Land und fuhr runter bis bei Vitry-le-François. Bei Vitry-le-François wohnte ein Lieferant. Die wussten, wer ich bin, aber die waren dicht. Und eines Tages auf dem Rückweg bei der Einfahrt vor Paris, in La-Queue-en-Brie – Feldgendarmarie! Einfach mitgeholt, und dann standen wir da in so einem hôtel particulier, einem kleinen Schloss im Park da, und

die haben uns dann in den Keller gesperrt. Da war eine gepanzerte Tür, waren wir da drin. Und ich hab denn angegeben, die Tiere sind für die Miliz. Das war organisiert, im Falle eines Falles für die Miliz, und müssen dann Telefonnummer geben, wo die anrufen sollen. Da war einer von der Widerstandsbewegung...

In der Miliz?

In der Miliz, ja. Da waren mehrere drin. Die haben gesagt: „Ja, ja, das ist für uns, das Vieh, wir kommen.“ Und dann sind die gekommen mit ein paar Flaschen Cognac, und dann haben wir ihnen noch ein Kalb gelassen. Und dann waren wir draußen. Aber inzwischen hab ich geschwitzt, denn als wir in dem Keller gesessen haben, die Schlitze da für rauszuschauen in den Hof, da waren die schon dran, die Archive zu verbrennen. Das war ja schon Ende Juni. Da war ja die Normandie schon im Laufen. Die Normandie war am 6. Juni, da war ich unterwegs, da haben sie in Fontenay-Trésigny alle LKWs und Personenwagen aufgehalten und uns in eine Schule gesperrt. Wir wussten nicht, was war. Sie haben uns nicht kontrolliert. Am anderen Morgen haben sie uns wieder laufen lassen. Es hieß, die Amerikaner sind in der Normandie.

Und dann haben Sie gesehen, wie die Feldgendarmarie ihre Unterlagen vernichtete, das war ja ein gutes Zeichen.

Natürlich, aber der eine hat denn zu dem anderen gesagt: „Wenn wir die zwei Franzosen da umlegen, dann haben wir die ganze Ladung.“ Das war weniger schön. Aber wir sind Gott sei Dank wieder davongekommen – sonst könnte ich Ihnen das heute nicht erzählen.

37:50

Einige der glücklich Geretteten verlieren indes ihre Eltern.

Willy Gutmann:

Meine Mutter blieb in Montluçon, mein Vater auch. Wohin sollten sie laufen? Und dann kam 1942. Im Juli gab es dann in Paris die große rafle du vél d'hive, und auch in ganz Frankreich. Und da war Folgendes: In der Liste, die sie hatten, war Mutter darauf, mein Vater nicht. Und da kam die Feldpolizei usw. und fanden meine Mutter. So wurde meine Mutter dann nach Drancy verschickt. Und von Drancy nach Auschwitz. Da haben Sie die Unterlagen, die ich Ihnen gab, und die können Sie irgendwie einreihen, wie Sie wollen.

War Ihnen damals klar, was das bedeutet, Drancy und...?

Absolut.

Sie wussten, dass Ihre Mutter ermordet wird?

Wir wussten, dass keiner zurückkommt. Wir wussten, dass es wahrscheinlich das letzte Mal war, das wir irgendwie etwas von unserer Mutter hörten. Ich hatte auch einen Cousin in Paris, der hatte mein Alter. Der schrieb uns eine Karte vom vél d'hive. Und er schrieb – und ich erinnere mich – er schrieb: „Ich hab mich dummerweise holen lassen, oder ich bin hingegangen und ich weiß jetzt, dass es fertig ist.“ Denn die Leute sprachen unter sich. Die Leute hatten Informationen – keine präzisen Informationen – aber das war in der Luft usw.

Also dass es nicht einfach ein Arbeitslager war, was....?

Kein Mensch hat...

Dass die Menschen umgebracht wurden, man wusste nicht wie, aber dass sie wohl umgebracht wurden, wusste man?

Selbst mit – damals war ich sechzehn, siebzehn Jahre alt – und auch durch die Gefahr, durch die politische Seite usw. – erfuhr man und hörte man und wusste ganz genau, wenn man irgendwie arretiert

wird, dann ist es aus. Mein Vater hat immer gesagt: „Wenn ich zurückkomme, und wenn die Mutti nicht zurückkommt, dann dauere ich nicht mehr wie ein Jahr.“

Und das war so?

Das war so. Und das war so: Als wir zurückkamen, haben wir uns wiedergetroffen. Das war 1946. 1946 haben wir geheiratet. Und er hatte sich geweigert, alles verweigert, Nahrung verweigert, Medizin verweigert, denn es war keine Hoffnung mehr. Und da hat er gesagt, wir sollen uns ein bisschen beeilen, er möchte gerne, dass er noch bei unserer Hochzeit ...

Wollte er nicht mehr leben?

Er wollte nicht mehr leben. Wir haben dann im Juni geheiratet, und im September oder Oktober ist er dann gestorben. Also glatt, bewusst, es war ein Selbstmord durch Verweigern des Lebens und der Ernährung und alles das.

Kurt Stiefel:

1942 im Juli wollten meine Eltern mich in Villard-de-Lans aufsuchen bzw. aus Saint-Étienne weggehen, weil da jetzt die Gestapo schon war, und sich bei mir, bei mir in Villard-de-Lans verstecken. Im Zug zwischen Lyon und Grenoble wurde der Zug bzw. die Fahrgäste von der Feldgendarmerie kontrolliert. Meine Eltern wurden verhaftet und von dort aus nach Drancy geschickt, von wo aus sie im Juli 1942 deportiert wurden nach Auschwitz.

Wie haben Sie das da erfahren?

Ich hab noch einen Brief aus Drancy bekommen mit einem Gutschein, für ein Gepäckstück zu schicken. Ich mache mir heute noch Vorwürfe, dass ich nichts unternommen habe, meine Eltern aus Drancy rauszuholen. Ich weiß nicht, ob es möglich gewesen wäre, aber ich war zu feige.

Es war nicht möglich! Da ist niemand mehr rausgekommen, und Sie hätten sich nur selbst...

Ich hätte es doch probieren sollen.

Dann hätten Sie sich nur selbst gefährdet?

Ich weiß es nicht!

Gustave Peiser:

Meine Großeltern waren in einem Altersheim in Württemberg. Sie wurden dann im Juli oder August nach Theresienstadt deportiert. Mein Vater und mein Großvater – der sechsundsiebzig war – mussten laufen. Er hatte sich den Arm gebrochen und ist gestorben – sehr schnell. Das haben wir nie gewusst, haben wir erst am Ende des Krieges erfahren, und meine Großmutter ist gestorben an Lungenentzündung, und das haben wir ziemlich schnell erfahren. Sie ist aus Elend gestorben; sie ist nicht vergast worden, aus Elend gestorben. Meine Eltern waren – und das ist das Schlimmste – bis Juni 1943 in Köln. Wir haben viel mit der Schweiz korrespondiert, Briefe von Köln in die Schweiz, von der Schweiz nach Köln. Dann haben sie uns im Juni 1943 geschrieben, dass sie nach Theresienstadt kommen. Dann haben wir nichts mehr gehört. Und dann von Theresienstadt haben wir noch drei oder vier Karten bekommen und dann nichts mehr. Und dann – 16 Monate waren sie in Theresienstadt – wurden Leute im Februar, März 1945 von den Amerikanern aufgekauft, die wurden von Theresienstadt befreit, eine ganze Masse Leute. Die haben alle meinen Vater gekannt, weil er einer der Prominenten war, weil er sich um die Fürsorge gekümmert hat, und die haben mir geschrieben, dass mein Vater, ich glaube fünfzig Kilo verloren hatte. Aber er war nicht in schlechtem Zustand, und er ist am 28. Oktober 1944 nach Auschwitz deportiert worden. Der Krieg war für Deutschland verloren. Die Russen sind nach Auschwitz gekommen im Januar. Ich glaub', der letzte Zug von Theresienstadt.

47:30

Für einmal Verhaftete gibt es keine Rettung mehr. Allenfalls gelingt es im Untergrund operierenden Organisationen, Menschen vor dem Zugriff der Gestapo, der Feldgendarmarie und ihrer französischen Helfershelfer zu retten.

Ruth Salomon:

...und so bin ich dann nach Vic-sur-Cère gekommen und hab tatsächlich auch viel geholfen. Ich hab auch Kindertransporte – ich war ja mittlerweile schon 16 Jahre alt – nach Chambéry gebracht an die OSE. Ich bin heute noch Mitglied der OSE.

Das heißt: Organisation...

...de secours aux enfants.

Und Sie haben dann jüdische Kinder über die Grenze in die Schweiz gebracht?

Ja, diese Kinder waren in diesem Heim, wie ich auch, und wir waren zwei junge Mädchen, also fünfzehneinhalb, sechzehn Jahre, die eine war Belgierin, und wir haben dann falsche Pässe ausgefüllt, die wurden dann vom Bürgermeister und vom Kommissar unterschrieben. Die waren auf dem Laufenden, das war klar. Aber wir haben gelebt als versteckte Kinder sozusagen. Nur die Miliz, die französischen Nazis, die haben sehr aufgepasst, und wir sind nachts – ich weiß gar nicht mehr wann, so um vier Uhr, fünf Uhr, wenn es noch halb dunkel war – im Wald mit der directrice, und haben sehr versteckt und zurückhaltend gelebt, obwohl wir auch gesungen haben. Eines Tages ist sie gekommen – das vergesse ich nie – und hat gesagt: „Renée“ – ich hieß Renée, ich hieß nicht mehr Ruth – „du wirst das Heim verlassen müssen und auch die Hélène“ – die gibt es heute auch noch, die ist jetzt in Paris. „Ihr müsst weg, ihr sprecht französisch, und ich weiß mir keinen Rat, das Heim muss aufgelöst werden. Wir sind verraten. Die Miliz hat Wind bekommen von der ganzen Geschichte, und ich

muss sehen, wie ich die Kinder unterbringe.“ Meine Cousine, die hat gesagt: „Um Gottes Willen, nein, ich gehe nicht weg von hier, und du bist jetzt hier.“ Und da hab ich gesagt: „Du, es ist Krieg, wir müssen das sehen.“ Wir hatten kleine Stöpskes, die waren nicht höher wie das... Die waren voll Flöhe, und wir haben unter Bedingungen arbeiten müssen, die kann ich Ihnen überhaupt nicht schildern. Wir hatten Seife, das war keine Seife, das war Sand, und wir hatten Militärdecken, die hatte sie aus Lyon.

Der Abbé Glasberg stand da auch mit unter einer Decke, war ein großartiger Mann. Das war ein Jude, der Abbé Glasberg, der ist zum Christentum übergetreten und hat diese Kinder, die hat er befreit, wenn sie ausgesehen haben wie unter zwölf Jahren, denn über zwölf Jahren wurden sie mit den Eltern in die Waggons geladen. So hatte meine Cousine und hatten diese Kinder ihre Eltern verloren. Und das kann ich Ihnen nicht ganz so schildern wie das manchmal war, in welchem Zustand diese Kinder waren; nicht nur nicht gepflegt, sondern auch gleichzeitig furchtbar untröstlich: Die Augen von den Kindern, alles war so traurig. Die haben das alles mitbekommen, miterlebt, mitgesehen. Und es war schon ganz schrecklich.

Und ich muss heute noch sagen, also die Bewunderung für die Madame Jaquet, das war die Direktrice, die war ja unglaublich. Und sie hat mir damals gesagt: „Wenn du die Kinder in die OSE bringst, und du wirst von den Deutschen angehalten, aus welchem Grund auch immer, und wenn sie dir die Nägel rausziehen, du weißt nie, wer ich bin. Du hast mich nie gesehen. Du weißt nichts!“ Und ich hab es auf mich genommen, denn die Kinder waren zu retten. Die wurden ja auch dann von Chambéry aus in die Schweiz gebracht. Und ich weiß, wenn ich in Chambéry ankam, ja das war nicht immer gerade die Uhrzeit, wo das Büro auf war, wo die Kinder empfangen werden konnten. Und ich bin einmal in ein kleines Hotel, hatte die Kinder, die kein Wort Französisch konnten, es waren ja deutsche Kinder, die waren ja deportiert. Und dann sagte mir die – die saß da unten an einer kleinen Theke – Besitzerin – also es hört sich großartig an – vom Hotel, und da sagt sie: „Wer seid ihr, wo geht ihr denn hin?“ Dann hab ich gesagt: „Morgen früh gehen wir weg, wir gehen zu Verwandten.“ Da hat sie sich die Kinder angesehen – die waren ja

nicht in gutem Zustand gewesen – dann hat sie mich angeschaut, und dann hat sie gesagt: „Na ja, ich hab verstanden.“ Das war natürlich mein Glück, dass sie verstanden hat, und dass sie projüdisch eingestellt war.

Etwas hab ich vergessen, dass wir, da war ja die Grenze zwischen italienischer Besatzung und deutscher Besatzung, wo es da nach Chambéry ging. Und da kamen die Deutschen rein – und ich kann mich auf einmal erinnern – das waren auch wieder die mit den Ketten und mit dem Helm – Feldgendarmerie – und dann drückte er die Tür da von dem compartiment auf, und dann sagt er: „Sind hier Juden, Hunde oder Zigeuner?“ Ich hab denen aber schon vorher gesagt: „Wenn ihr den Mund aufmacht, dann sind wir alle tot.“ Die waren ganz ruhig, die Kinder, also wie eine himmlische Macht, und keiner hat was gesprochen. Da hat er die Tür wieder zugeknallt und ist raus. Da können Sie sich denken, ich bin heute noch nervös, wenn ich dran denke.

Wir sind dann, wie ich eben sagte, in das kleine Hotel, und dann hab ich die Kinder dann abgegeben in Chambéry an die OSE.

54:30

Obwohl sie damit ein besonders großes Risiko eingehen, beteiligen sich Juden am bewaffneten Kampf der Résistance und der alliierten Armeen.

Jean Lewy:

In den drei Jahren hab ich im maquis mitgemacht. War versteckt unter dem falschen Namen und war in dem maquis, und hab mich auch geschlagen als Verteidigung gegen die Deutschen – das war normal.

Sie haben auch an Kämpfen teilgenommen?

Ich habe auch an Kämpfen teilgenommen. Ich bin auch Kriegsversehrter.

Sie sind verletzt worden im Widerstand?

Ich bin im Krieg verletzt worden, in Kembs im Stauwerk, wenn Sie das kennen, im Elsass hier vorne, bei Rosenau bei Basel. Dort bin ich am 10. Januar 1945 verwundet worden. Ich hab die ganze Serie, alles mitgemacht, bis zum Kriegsende. Wir sind von Frankreich aus, von Mittelfrankreich aus, von Dijon nach dem Elsass gekommen, und haben uns im Elsass geschlagen in Kembs, von Mühlhausen nach Basel, mit der französischen Armee, mit der 4. Marokkanischen Division, in die wir eingegliedert worden sind. Und da haben wir weiter gekämpft, und haben den Kampf mitgemacht, und am 10. Januar 1945, wie ich eben sagte, bin ich verwundet worden. Schuss in die Schulter und Ausschuss hinten, im Stauwerk in Kembs, bei der Befreiung vom Stauwerk von Kembs.

Mit welchen Gefühlen haben Sie da gegen die Wehrmacht gekämpft?

Mit welchen Gefühlen? Wenn Sie sich schlagen, wenn Sie einen Boxkampf machen, oder wenn Sie Sportler sind, müssen Sie doch, um sich zu verteidigen, um alles zu machen, damit Sie siegen. Genau dasselbe Verhältnis hatten wir als junge Leute, weil wir kämpfen mussten. Wir waren Soldaten. Und wenn ein Soldat gerufen wird, sagt er: „Ich bin da!“

André Köster:

Was war Ihr Grund, sich freiwillig zu melden, sich rekrutieren zu lassen? Weil Sie keine andere Möglichkeit hatten oder...

Ich hätte andere Möglichkeiten gehabt, aber das kam mir gar nicht in den Kopf rein. Hören Sie zu! Wir und unsere Glaubensgenossen haben genug unter Hitler gelitten, dass es natürlich war, dass wir uns engagiert haben.

Sie wollten gegen Hitler kämpfen?

Ja natürlich. Es war ganz klar, wir hatten das Alter – also zwanzig Jahre, so was – das war ganz normal. Hat sich auch keiner Sorgen gemacht. Wissen Sie, wenn man 20 Jahre alt ist, da denkt man nicht daran, dass jemand verletzt wird oder getötet wird in einem Krieg. Das war ganz normal seinerzeit, dass man sich da engagiert.

Wollten Sie... ja, wie haben Sie sich es vorgestellt, gegen Hitler zu kämpfen, um seine Herrschaft zu beenden, oder gegen die deutsche Wehrmacht. Wie waren Ihre Gefühle?

Meine Gefühle? Für mich war das dasselbe, denn ich muss Ihnen sagen, eines Tages hatten wir – und da ich ja deutsch spreche, hatte ich auch die Gelegenheit, öfters mit deutschen Gefangenen zu sprechen – eines Tages hat mich ein Kapitän gefragt: „Ja, woher kommt das, dass Sie so gut deutsch sprechen?“ Da hab ich gesagt: „Ja, das ist ganz einfach: Ihr guter Adolf hat mich nicht gewollt. Ich bin Vaterlandsverräter!“ Das hab ich ihm deutlich gesagt. Und ich glaube, er hat nicht verstanden, er hat nicht verstanden, warum. Er hat gedacht, ich bin verrückt vielleicht.

Aber man hat dann nicht mit denen diskutiert?

Nein, die hatten auch keine Zeit gehabt. Das ging so schnell, die haben gefragt, wo sie herkamen, was für welche Truppen noch in der Gegend rum sind usw. Damit war es aus. Politische Gespräche hat man nicht geführt. Wir haben auch keine Zeit gehabt dafür und auch nicht die Mentalität seinerzeit. Die Truppen, die von Leclerc, die hatten nur eins im Kopf gehabt: Paris zu befreien. Die Erlaubnis hat er erst ganz am Ende bekommen. Nämlich die Amerikaner wollten Paris umgehen und nicht Paris besetzen, aber Leclerc und de Gaulle, die haben so einen Tamtam gemacht, die haben so insistiert, dass die Amerikaner gesagt haben: „Gut, amüsiert euch in Paris!“

Also Sie waren bei der Befreiung...?

Nein, da war ich schon verletzt.

Wie kam das?

In der Normandie...

Waren Sie bei der Landung dabei?

Ja, aber später. Ich bin angelandet plus fünfzehn Tage ungefähr. Und der erste Einsatz unserer Truppen war bei Avenge, also wir waren ja mit der 3. Amerikanischen

Armee inkorporiert, bei dem berühmten General Patton, und wir wurden eingesetzt, wie es losging in Avenge, der große Durchbruch in die Bretagne und nach Le Mans. Und das war der erste Einsatz, den wir hatten. Die deutsche Armee hat versucht, Avenge wieder zu erobern, weil das wirklich die Ecke war, um uns abzuschneiden, vom Gros der Truppe, aber sie sind nicht durchgekommen. Das war die Schlacht von Mortin. Auf jeden Fall das war der erste Einsatz, der zweite Einsatz von Leclerc, das war nördlich von Le Mans. Das war gegen SS-Panzerdivisionen. Beim ersten Einsatz haben wir über vierzig Tanks verloren, weil die Leute noch nicht reif waren dazu. Es war das erste Mal, wo sie richtig in einer Schlacht waren. Das hielt den Vorgang nicht zurück, und dann wurde Alençon besetzt, und die SS-Division wurde umringt und hat sich mehr oder weniger ergeben. Ich persönlich hab mit einem Korse zusammen, wir waren zu zweit, haben zweiunddreißig Gefangene gemacht, die wirklich seit drei Tagen nichts gegessen hatten, die zum Teil verletzt waren usw. Wir waren froh, dass der Krieg zu Ende war. So war es damals.

Sie haben Waffen-SS-Leute festgenommen?

Division SS, ob das Waffen-SS war oder Armee, die im letzten Moment zur SS umgestempelt wurde, das kann ich Ihnen nicht sagen. Nämlich in der SS waren am Anfang Anhänger von Hitler und Ultranationalisten usw., aber zum Schluss haben die SS, glaube ich, auch inkorporiert, was sie fanden. Also, ich bin nicht sicher, dass das richtige echte Waffen-SS war. Sie hatten die Uniform an.

Wie war das für Sie?

Ich war sehr zufrieden. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.

Teil 5: Rückkehr in das Saarland

05:00

Die meisten von denjenigen, deren Lebensgeschichte hier dokumentiert ist, sind zeitweilig oder auch auf Dauer wieder ins Saarland zurückgekehrt. Warum sind sie gekommen, was haben sie dabei empfunden, wie ist es ihnen hier ergangen, was bedeutet es für sie, als Juden dort zu leben, wo man sie einst tyrannisiert und vertrieben hat?

Für viel war es ökonomische Notwendigkeit, die sie zurückführte. Dabei fühlten sie sich geschützt durch die französische Besatzungsmacht und den besonderen Status des autonomen Saarlandes.

Jean Lyon, Brüssel, geboren 1925 in Saarbrücken:

Nach Kriegsende, nach Waffenstillstand waren wir erleichtert. Die Gefahr war vorüber. Wir haben den Krieg überlebt. Wir lebten. Es war meine Jugend. Meine richtige Jugend ist mir ja eigentlich entgangen. Meine richtige Jugend bestand ja nur aus Angst. Und wir waren wieder frei. Die Erleichterung war enorm groß. Wir waren wieder freie Menschen, freie Leute. Und wir konnten wieder nach Paris zurück, und die Bevölkerung war begeistert natürlich. Ich hab' das in den ersten Wochen nicht mitbekommen, wir sind etwas später nach Paris zurückgekommen. Aber wir waren sehr, sehr erleichtert, noch am Leben zu sein. Meine Mutter lebte, meine Schwester lebte, ich lebte. Und einige Freunde auch. Andere Freunde kamen nicht zurück. Und man wusste, was mit ihnen passierte. Sie wurden vergast, sie kamen in Auschwitz um, und sie werden nicht mehr zurückkommen. Ich erinnere mich besonders an einen sehr guten Schulfreund, der neben mir saß, der in der Widerstandsbewegung war, in Lyon. Ich werde Ihnen nachher den Brief seiner Schwester zeigen, in dem sie mit-

teilt, dass ihr Bruder von der Gestapo festgenommen wurde, und dass er verschleppt wurde. Und er ist nie zurückgekommen. Und diese Zeit hab' ich mit seinen Eltern mitgemacht. Es war einer meiner besten Freunde, ein zweiter Freund ebenfalls war mit seiner ganzen Familie deportiert worden, ist nie zurückgekommen. Und diese Freunde habe ich immer noch im Gedächtnis und es waren Jugendfreunde, das kann ich natürlich nie vergessen, das ist unmöglich. Ich bin eben der Glückspilz, der unverletzt überleben durfte. Und das hat mir genügt, am Leben bleiben zu dürfen. Mehr hab' ich nicht verlangt. Wir waren fast mittellos, und ich musste eben arbeiten, um mein Leben zu verdienen.

Dann hab' ich eine kleine Anstellung gefunden an der Bibliothek der École des Sciences Politiques in Paris, in der rue Saint-Guillaume. Das war eine sehr interessante Tätigkeit. Also ich verteilte nur Bücher, das war eine ziemlich interessante Arbeit. Ich wurde sehr wenig bezahlt, ich konnte noch nicht davon leben, aber teils davon leben. Dann hab' ich davon profitiert und habe mich an der Sorbonne eingeschrieben, um einige Semester Jura zu studieren. Aber ich musste dann aufgeben, ich verdiente nicht genug. Ich musste Arbeit suchen, damit wir am Leben bleiben konnten. Und dann hab' ich verschiedene Arbeitsstellen durchgemacht, das war in den Jahren '45, '46, '47. Und '47 war es möglich wieder nach Saarbrücken zurückzukehren mit einem Ausweis – man brauchte einen Pass, einen Ausweis – aber ich war ja Franzose geworden. Und konnte dadurch nach Saarbrücken. Ich wollte wieder Anschluss finden und versuchen, mir dort wieder eine Existenz aufzubauen. Denn ich hatte ja keine Existenz, außer dem Abitur hatte ich ja kein Universitätsdiplom, und ich konnte das nicht mehr nachholen. Wir hatten die Mittel dazu ja nicht. In Saarbrücken hatte ich doch noch einige Bekannte. Ich hatte einen Onkel, einen nichtjüdischen Onkel, den ich wiedergefunden habe. Und verschiedene Leute haben uns doch geholfen. Und ich habe mir selbst eine Arbeit gesucht als Vermittler zwischen Saarländern, die nicht nach Frankreich reisen durften, aber ich als Franzose durfte reisen. Ich habe das ausgenutzt, um für verschiedene saarländische Firmen zu reisen. Ich bekam Kommission dafür, es waren ehrliche Leute, anständige Leute. Und man wurde natürlich nach dem Krieg als Jude besonders gut aufgenommen. Denn ich habe in den

Jahren zwischen 1948 und 1952 wieder in Saarbrücken gelebt und habe nie einen Nazi getroffen. Komisch, sehr komisch. Niemand hat sich dazu bekannt, waren alle judenfreundlich. Und ich wurde sehr gut aufgenommen, denn das Saarland war ja von den Franzosen besetzt und wurde von dem Gouverneur Grandval geleitet. Und es war wirtschaftlich an Frankreich angeschlossen. Und zwar: das ganze Saarland war ja ausgepumpt, es gab keine Ware mehr, die Leute litten sehr, haben sehr gelitten. Ich bin nicht der einzige, der gelitten hat. Auf deutscher Seite hat man auch sehr viel gelitten, ich weiß das ganz genau. Und im Saargebiet gab es keine Lebensmittel mehr, es gab keine Kleider mehr, man konnte sich nichts kaufen. Es war alles ausgepumpt und zerstört, und die Leute waren sehr, sehr unglücklich. Und dadurch konnte ich den Leuten etwas helfen, ich konnte den Leuten doch einiges in Paris einkaufen und die Sachen nach Saarbrücken schicken lassen, Industrieprodukte und so, Lebensmittel weniger. Aber ich hab' für eine Elektro-Firma gearbeitet, habe für die einkaufen können und die Sachen nach dem Saargebiet schicken können, und ich bekam eine Kommission dafür. Also ich konnte mich dann wieder so einigermaßen ernähren.

Mit welchen Augen haben Sie denn diese Leute betrachtet, nach allem, was geschehen war?

Ziemlich misstrauisch. Denn ich wusste ganz genau: ein großer Teil der Bevölkerung waren ja Nazis. Aber darunter gab es auch anständige Leute, die wahrscheinlich keine Nazis waren.

Jean Lewy, Sarreguemines, geboren 1923 in Saarwellingen:

Und dann, ein Jahr später, hieß es, man geht zurück, man versucht wieder etwas aufzubauen. Und dann bin ich wieder nach Völklingen gekommen. Am 30. Oktober 1946 war ich wieder in Völklingen. Und hab' in Völklingen wieder begonnen, ein Geschäft aufzubauen. Bin mal erst in die Lehre gegangen, um ein anderes Handwerk zu lernen, weil der Konditor, mit dem konnte ich nicht viel anfangen. Zu der Zeit gab's nichts Süßes zu essen, und dann hab' ich umgelernt und bin zu

Bekanntes meines Vaters in die Ardennen gegangen und hab' dort den Viehhandel gelernt von Pike auf. Weil im Krieg, muss ich sagen, als ich versteckt war, hab' ich gearbeitet in einer Fleischwarenfabrik. Und in der Fleischwarenfabrik hab' ich das Handwerk gelernt, das ich später gemacht hab'. Nur hat mir der Viehhandel gefehlt, und den Viehhandel hab' ich gelernt dann in den Ardennen, bei zwei Herren, die hießen Levi, die waren auch Saarländer. Leben aber beide nicht mehr, die waren aus Dillingen. Und mit denen hab' ich dann den Beruf erlernt, und man muss ja wissen, was ist das und was ist das und wie ist das und jenes. Und jedenfalls hab' ich erst mal Boden fassen müssen.

Wie war das denn, noch mal nach Völklingen zurückzukommen?

Ich bin nach Völklingen zurückgekommen zu den Leuten, die in unserer Nachbarschaft gewohnt haben. Da war eine Familie drin, der Sohn wohnt jetzt noch in Saarlouis, den haben wir im vergangenen Jahr besucht. Die hießen Guillaume, und die kannten uns ja, und genau dasselbe freundschaftliche Verhältnis, das bestanden hat bis 1935 mit allen unsern Nachbarn, das wurde weitergeführt. Da war kein Problem, egal wie, ob das ein junges Mädel war, die kamen und haben mich geküsst und umgekehrt. Es war nicht anders. Es waren Kinder aus derselben Kante, die sich wiedergetroffen haben. Und bei den Guillaumes hab' ich gewohnt ein ganzes Jahr. Dann hab' ich meine Mutter aus dem Süden wieder geholt, und dann haben wir wieder klein begonnen in Völklingen. Ich hab' ein paar Tiere gekauft über Land und angefangen, den Vieh- und Fleischhandel zu machen in Völklingen.

Haben Sie mit Nachbarn, Kunden gesprochen über das, was geschehen war?

Das Prinzip hatte ich folgendermaßen: Ich kam nach Völklingen zurück, da hab' ich Leute getroffen, mit denen ich als Kind gespielt hab'. Ob das Hachental war, ob das Ernst war, das waren die Metzgerfamilien, die hab' ich ja alle gekannt dadurch: Mein Vater war Viehhändler, und wir hatten die Metzgerkunden als Kunden, und als ich zu Leuten kam, die mich kannten von früher, also die meine Eltern kannten, und die wussten, wer wir waren, da gab's keine Diskussion.

Ich hatte von Völklingen aus einen Kundenkreis, den ich Ihnen benennen kann, ob das Schroeder oder Höll oder Mouget in Wallerfangen war, das waren Freunde von mir.

Das heißt also, danach haben Sie sich genau so gefühlt wie zuvor?

Wir haben uns aber niemals über Politik unterhalten. Wir haben die Politik vom Onkel Adolf vergessen. Die Leute auch. Weil sie ja auch mehr oder weniger drunter ... Die Leute in meinem Alter waren ja Soldaten, haben mehr oder weniger unter der Geschichte gelitten. Ein Soldat, der ist nicht nur Soldat in der Uniform, der muss auch im Dreck liegen. Und das war ja nichts Angenehmes.

Hatten Sie nie Angst, dass sich etwas Ähnliches wiederholen könnte?

Diese Angst kam erst später, als wir eine Familie gegründet haben. 1948 haben wir schon geheiratet. Aber sind hierher gezogen nach Saargemünd. Und meine Frau hat immer gesagt: „Obwohl die Grenze da drüben ist, ich hab' keine Arbeit drüben.“ Das war eingeboren. Ich wollte damals in Saarbrücken mal etwas kaufen, da hat mein Schwiegervater, ihr Vater, zu mir gesagt: „Was hast du in Saarbrücken für Arbeit? Bleib' hier und mach' hier deine Sachen.“

Louis Salomon, Saarbrücken, geboren 1920 bei Merzig:

Gab's irgendwann auch mal judenfeindliche Äußerungen?

Hm, wenig, die haben sich noch gehütet damals. Heute würden sie's eher sagen.

Glauben Sie?

Ja, heute ist ja der Drang nach rechts da, sind die Leute nicht so zurückhaltend.

Und damals war man vorsichtig, würden Sie sagen?

Jaja.

Hat mal jemand gesagt: „Es tut uns leid. Es tut mir leid, was passiert ist“?

Eigentlich wenig.

Hat man lieber gar nicht drüber geredet?

Das Thema war nicht so brisant. Man wollte nicht gerne drüber reden. Wir haben ja denn auch festgestellt, was damals hier war in der Kristallnacht. Da war'n Metzgersohn dabei von früher, n' Obermeister und so weiter.

Also Sie kannten noch welche, die damals sich ...?

Mein Schwiegervater vor allen Dingen. Ich war ja als Junge nicht hier in Saarbrücken. Mein Schwiegervater war ja hier, der hat ja die ganzen Metzger alle schon seit Kindheit gekannt. Der Vater brachte schon Tiere nach Saarbrücken.

Und der hat dann Nazis, die sich exponiert hatten ...?

Ja, ich kann mich erinnern an einen Fall in Völklingen. Haben sich alle vordrängen wollen, für Ware zu bekommen. Dann schrie einer: „Der da, der braucht nicht da vorne hin, der hat lang genug die Fahne getragen bei der SS!“ Verstehen Sie ...?

Mein Schwiegervater wusste ja schon, wer vor dem Krieg gut eingestellt war und schlecht. Da hat einmal einer auch antisemitische Äußerung gemacht. Die waren da beim Schweinebrühen, und da hat der Vetter von meiner Schwiegermutter, der war Boxer, der hat ihn dann mal in den Sud getunkt, wo die Schweine gebrüht wurden.

Das ist vielleicht eine gute Methode, den Antisemitismus zu bekämpfen. Vielleicht hilft das, wenn sonst nichts hilft.

Nein, nein, nicht die richtige. Aber der hat sich erinnert. Der war wieder da nach dem Krieg, kam denn zu meinem Schwiegervater. Sagt er: „Das tut mir leid, was ich da mit dem Polo gemacht habe,“ – Leopold hieß der, aber Polo haben sie ihn genannt – „aber er hat sich ja revanchiert.“

Philippe Wachsmann, Brüssel, geboren 1930 in Saarbrücken:

Mein Vater hat sich in Paris ökonomisch nicht ansiedeln können. Er hatte Bekannte in Paris, die haben ihm gesagt: „Ja, wir finanzieren dich, wenn du ein Geschäft für Schneider ...“ Er kannte den Beruf und so. Und da haben wir angefangen wieder in Saarbrücken, und das ging sehr gut damals. Damals ging ja alles gut, war ja Hochkonjunktur. Und wir haben dann dort angefangen zu arbeiten. Aber wir waren damals in einer Gruppe, sagen wir einmal, waren ein paar jüdische Familien zurückgekommen. Wir hatten einen kleinen Gottesdienst wieder aufgebaut, keine Synagoge, aber einen kleinen Betraum. Und wir blieben unter uns und dann mit der damaligen französischen Besatzung dort. Und dann war da ein Sportclub. Die meisten Juden, die zurückkamen damals nach Saarbrücken, waren französischer Nationalität. Die waren durch den Krieg und so Franzosen geworden oder direkt nach dem Krieg Franzosen geworden, so wie ich auch. Und wir hatten also Zutritt zu den von den Franzosen requisitionierten Sportclubs. Und wir haben da so ein bisschen apart gelebt.

Sie haben sich sicherlich auch geschützt gefühlt durch Frankreich.

Ja, wir haben uns nicht bedroht gefühlt, überhaupt nicht. Sie wissen ja, nach dem Krieg war ja eine Verneinung des Nazismus in Deutschland. Am liebsten hätte man ja gewollt, dass das nie bestanden hätte und nie passiert wäre. Niemand hat darauf irgendwie uns gegenüber das Problem erwähnt, im Gegenteil, wir haben's vermieden, darüber zu reden. Wir haben sehr einfach dort und ohne Beschwerden gelebt, und wir hatten gar keine Probleme.

Albert Waxman, Bradford, geboren 1925 in Sarreguemines, Exil in England:

Wir hatten früher ein Stoffgeschäft, Wäschegeschäft, und hatten dann ein Stoffgeschäft noch mal in Saarbrücken angefangen. Und ich kam dann nach Saarbrücken, hab' im Stoffgeschäft meines Vaters dann, ich glaub' über ein Jahr, gearbeitet. Ging nach England, um Stoffe einzukaufen, weil ich kam von Bradford, das war die Haupt-

gehend für Stofffabriken in der Welt, für Wolle, Wollhandel und Stofffabriken das Zentrum der Welt. Ich hatte natürlich Verbindungen mit Stofffabrikanten, hab' dort Stoffe eingekauft. Hab' meine Frau kennengelernt. Und der Vater von meiner Frau war Wollhändler in Bradford. Und als wir uns verlobt hatten, das ging sehr schnell, weil ich hab' sie im Dezember kennengelernt und im April haben wir uns verlobt, und im Oktober bin ich zurück nach England und war für meinen Schwiegervater im Wollhandel tätig.

Wie war das, wieder nach Saarbrücken zu kommen und dort zu leben?

Ja, wie gesagt, ich selbst bin wahrscheinlich kein fantastisch sentimentaler Mensch. Ich bin nicht so beeinflusst von den schlechten Zeiten von Saarbrücken, obwohl ich, wenn ich bedenke – den Polenabzug und die Kristallnacht und so weiter... Aber ich hab' nicht in mir so ein Hassgefühl, das kenne ich nicht. Ich geb' zu, verschiedene Menschen haben verschiedene Eindrücke. Also ich hab' mich ziemlich eingelebt.

Haben Sie sich nie gefragt, ob unter den Kunden in Ihrem Stoffgeschäft vielleicht ein früherer SS-Mann gewesen sein könnte?

Ich muss sagen, man fragt sich die ganze Zeit. Jeden Deutschen, den man trifft, sagen wir, der heute über 65 Jahre ist, denkt man als Jude: „Was hat er im Krieg getan?“ Aber, wie gesagt, das ist eine persönliche Sache, das kann einen auffressen. Und ich bin Gott sei Dank nicht veranlagt, so zu studieren. Ich glaube, an sich fragen Sie eventuell einen falschen Mann dazu, weil es gibt viele, die den Hass haben. Den hab' ich nicht. Ich kann nicht viel weiter dazu sagen, weil, wie gesagt, ich liebe die Menschen. Ich frag' nicht zuviel.

27:00

Nicht alle vermieden Diskussionen.

Ruth Meyer, Metz, geboren 1921 in Saarbrücken:

Aber wissen Sie, was mich am meisten gestört hat an der Sache? Am Anfang hat man ja nicht gewusst, wie grausam die waren und wie furchtbar und wie – so etwas war noch nie da. Aber die ganze Sache hätte ein ganz anderes Gesicht bekommen – das ist meine Meinung – wenn nach dem Krieg die Deutschen gesagt hätten: „Wir brauchen keine Alliierten, wir kennen die Leute, die uns ins Unglück gestürzt haben, wir brauchen euch nicht.“ Aber es hat sich keiner gemuckst. Man hätt' gedacht, es seien alle Nazis gewesen. Es hat niemand gesagt: „Es tut mir furchtbar leid. Und wenn ich dran denke, dann schäm' ich mich“ oder „Ich kann mir das nicht verzeihen.“ Hat niemand etwas gesagt. Niemand.

Wann sind Sie denn wieder nach Saarbrücken zurückgekommen?

Ich bin erst am 13. Januar '48 gekommen.

Und da hat kein Mensch irgendetwas gesagt?

Kein Mensch hat was gesagt. Kein Mensch, nur die Frau Hochapfel hat gesagt: „Ruthel, dass ich dich noch einmal wiederseh'.“ Und mein Kindermädchen hat gesagt: „Jetzt kann ich wenigstens beruhigt schlafen.“

Keiner hat gefragt, wie's Ihnen ergangen ist?

Nein, keiner. Es hat sich auch niemand dafür interessiert. Hab' das nicht verstanden. Und wie dann die Wiedergutmachung angefangen hat, da haben sie alle gesagt, die hätten ja alle viel zu viel bezahlt zur Wiedergutmachung. Das können die ja gar nicht wiedergutmachen. Ich meine, in der Saar konnten wir noch unser Geld mitnehmen, selbst wenn sie uns nachher eingeholt haben. Aber drüben, meine Tante ist noch mit zehn Mark raus. Zehn Mark! Wissen Sie, was das ist? Und dann sagen sie, niemand anderer hätte uns gewollt. Sicher

hat uns niemand gewollt. Gucken Sie mal, die Familien sind raus mit zehn Mark in der Tasche. Wissen Sie, was das ist? Die haben uns doch ausgeplündert bis auf den letzten – nicht in der Saar, da hatten wir ja noch ein Jahr, das war ja der Vertrag von Rom. Aber die andern, die hatten doch keinen Kaffeelöffel. Meine Tante ist in Frankfurt über Nacht mit dem kleinen Jungen von elf Jahren über die Grenze in Luxemburg.

Und Sie sagen, nach der Rückkehr hat man Ihnen die Entschädigung, die Wiedergutmachung, geneidet?

Vorgeworfen! „Was ihr an Wiedergutmachung ...! Was wir mitgemacht haben!“ Hab’ ich gesagt: „Aber lieber Gott, was ihr mitgemacht habt, ihr habt’s euch doch selber ... Ihr habt doch alle gerufen ‘Heim ins Reich’ und am Ehrenbreitstein: Waren das eure Geister oder wart ihr das?“

30:00

Einige gingen bald wieder weg oder verspürten wenig Lust zur Rückkehr.

Willy Gutmann, Brüssel, geboren 1923 bei Saarbrücken:

Vorhin hatten Sie noch die Frage von St. Ingbert erwähnt. Als wir zurückkamen, wussten wir nicht, wo wir anfangen sollten. Und letzten Endes, ich bin hingefahren, hab’ das Ding gesehen, und das Saargebiet, wirklich, das Deutsche, und die Erinnerung an alles, was deutsch war, wurde absolut unmöglich, da zu leben. Da sind wir letzten Endes in Frankreich geblieben.

Was war das, was das Leben in St. Ingbert so unerträglich gemacht hat?

Die Leute wollten nicht mehr wissen, wollten erstens mal nichts mehr zurückgeben, zweitens mal nichts mehr wissen. Die erinnerten sich nicht mehr an die ganze Geschichte. Sie wollten nichts mehr damit zu

tun haben. Und da bin ich zurückgekommen, und dann blieben wir in Montluçon.

Waren Sie noch mal im Saarland danach?

Nein. Einmal sind wir, als wir in Metz waren, nach Saarbrücken gefahren, um Familie Sender und die Kinder zu sehen.

Und wie waren Ihre Gefühle bei diesem Besuch?

Kann man Gefühle irgendwie erklären? Auf jeden Fall negativ. Wir hatten auf keinen Fall irgendwie eine Lust ... Obwohl eine Zeit verging, obwohl die heutige Generation nicht mehr die sind, die wir kannten. Nein, die Idee hatten wir aus dem Kopf.

André Köster, Neuilly, geboren 1925 in Saarbrücken:

Die ganze Geschichte, das ist eine Konklusion, die daraus zu ziehen ist, wenn man, wie ich, bis zu seinem zehnten Lebensjahr in Saarbrücken war. Wie das vorgesehen war, wenn die Hitler-Geschichte nicht gekommen wäre, wäre ich ein kleiner Bürger in Saarbrücken geblieben. Wäre mal in den Ferien nach Italien oder nach Spanien gefahren, aber hätte nicht das Leben gehabt, das ich gehabt habe. Und wo ich doch viel von der Welt gesehen habe, geschäftlich und auch persönlich – geschäftlich bin ich nach Japan, nach Amerika, nach Südamerika und Nordafrika, wo ich sehr oft hinfare, und ganz Europa, was ich mehr oder weniger kenne. Man hat doch einen andern Überblick über die Welt, als wenn man in Saarbrücken bleibt und nicht aus der Umgebung herauskommt. Was ich Ihnen empfehlen kann, das ist so früh wie möglich und so schnell wie möglich die Welt zu besuchen und dort Ihre Konklusionen daraus zu ziehen.

34:00

Denen, die blieben, fiel es oft schwer. Die neu gegründete Synagogengemeinde unter ihrem Vorsitzenden, Senatspräsident Lewy, half mit den Ängsten fertig zu werden.

Ruth Salomon, Saarbrücken, dort geboren 1925:

Ich hatte das persönliche Gefühl, dass wir erst uns zusammengeslossen haben wie in einem Ghetto. Ich persönlich hatte mein Vertrauen verloren, mein Vater nicht. Mein Vater ist das geblieben, was er einfach war. Ich könnte nicht sagen, dass er es vergessen hatte, aber er war ein Deutscher und hat sich nie wohlgeföhlt woanders. Und ich hatte das Gefühl, ich habe immer wieder gesehen, wie ich verschlagen worden bin von meinem Mitschüler, und ich konnte das in diesem Moment einfach noch nicht so akzeptieren. Ich habe immer wieder aus meinem Zimmer, aus diesem beschlagnahmten Zimmerchen hab' ich immer meine Sachen mitgeholt. Immer mit dem Gefühl, nee, jetzt kommst du nicht mehr zurück. Was hast du überhaupt hier noch zu suchen. Du bist gerettet worden in Frankreich, und ich war natürlich ganz profranzösisch eingestellt, weil ich bin ja schließlich dort gerettet worden, und habe meine Jugend hier aufgeben müssen, meine wunderschöne Kinderzeit. Auch meinen Beruf, wahrscheinlich hätte ich studiert. Ich konnte ja durch diese ganze Geschichte, die ich erzählt habe, nicht mehr studieren. Die Schule war für mich ja auch nicht mehr so laufend, wie sie sein sollte. Und später gab es noch Leute, die weiterstudiert haben, aber es hat mir einfach nicht mehr gelegen. Es war zuviel, es war einfach zuviel. Meine Jugend war kaputt und das konnte ich eigentlich nicht gleich verkraften.

Wie ist man Ihnen denn begegnet in diesen ersten Jahren nach Ihrer Rückkehr?

Ach, natürlich selbstverständlich: „Wir waren's nicht, wir haben's nicht gewusst“, und „Das hätten wir doch nie zugelassen“, und „Wir haben ja schon gesehen, wie die Synagoge in Saarbrücken gebrannt hat, das konnte nicht gut gehen“, und „Wir haben gebetet.“ Und ich

hab' einfach das nicht abgenommen, ich konnte es nicht. Es war für mich einfach 'ne riesengroße Lüge, wenn man mir so was erzählte. Und ich hab' zu meinem Mann gesagt: „Ich bleib' nicht hier, ich kann nicht mehr hier bleiben, ich hab' zuviel gelitten. Du auch, aber wenn du's besser verkraften kannst, dann bleib' du hier, ich seh' das nicht ein.“ Wir hatten damals keine Kinder, also wir konnten dann beide hierher kommen und konnten wieder zurückfahren nach Paris. Das war kein Problem. Ich hab' dort meine Wohnung behalten, weil ich einfach das Gefühl hatte, hierhin kommst du zurück, du findest nie mehr ein Zuhause im Saarland, in Saarbrücken.

Aber Sie sind geblieben.

Und dann kam unser erstes Kind. Und dann war das schon ganz anders. Wir haben dann hier eine Familie, nicht nur wir beide – ich sprech' jetzt nicht von meinen Eltern, sondern ich spreche von uns – dann kam das erste Kind. Dann kam auch die Synagogeneinweihung, die Synagoge wurde gebaut. Der Senatspräsident hatte einen harten Kern, aber er hat gesagt, was er denkt: „Mach doch keine Geschichten! Bleib' doch hier! Jetzt habt ihr ein Kind, das wird doch alles wieder, die Gemeinde wird wieder groß werden und das wird alles schön.“ Es fanden auch Bälle schon wieder statt. Und die Frau Kasel kam dann auch hierher, als ihr Mann hier engagiert wurde, so dass das Gemeindeleben einen wieder angezogen und man so ein bisschen vergessen hat, ja hier lebst du ja nur unter Verbrechern. Das war eigentlich so das Gefühl, hier kannst du nicht bleiben, du weißt überhaupt nicht mehr, wem du die Hand geben sollst. Und so ist man dann langsam geblieben.

Bei uns kam dann das zweite Kind, und wir haben uns dann innerhalb von der Familie und ... Die Gemeinde, muss ich allerdings sagen, die hat sich nicht so richtig integriert, die hat sich immer noch ein bisschen zurückgezogen. Vor allen Dingen die polnischen Juden, die dann hier waren, die kamen ja meistens aus diesen schrecklichen Verhältnissen, und die haben auch dann noch mit Angst dazu gelebt und haben uns ja auch nicht viel Courage eingeflöhbt. Die haben uns sozusagen ... Das war mehr negativ wie positiv, die ganze Situation. Aber nachdem dann die Synagoge da gestanden hat und man das

Gefühl hatte, dass die Leute einem entgegenkommen, hat man sich dann langsam da hineingefügt.

Also die Gemeinde hat Ihnen sehr geholfen.

Moralisch, ja.

Und Ihnen auch geholfen, die Angst allmählich zu überwinden.

Ja, weil man hat ja auch wieder – die Generation meiner Eltern natürlich – die hat man ja wiedergefunden. Wir haben sogar einen kleinen Jugendkreis gebildet. Wir haben Ausflüge gemacht mit dem Herrn Kasel. Also wir hatten es schön, wir waren auf dem Rhein mit dem Schiff und so weiter. Aber es waren immer nur die Juden unter sich. Es gab keinen Kontakt mit Andersgläubigen, sag' ich jetzt mal. Die Juden haben sich einfach so ... Ich rede jetzt nicht von Senatspräsident Lewy, die natürlich beruflich draußen wirkten. Aber so in der Gemeinde selbst, da hat man sich so ein bisschen verklüngelt, würd' ich sagen.

Haben Sie sich auch geschützt gefühlt dadurch, dass das Saarland ja damals noch nicht an Deutschland angeschlossen war? Haben Sie sich durch den starken französischen Einfluss geschützt gefühlt hier?

Ja. Ich hab' das Gefühl gehabt, du musst den Kontakt mit Franzosen haben, denn die haben dir die Tür aufgemacht. Und als ich eines Tages später eine Vorladung hatte vom Einwohnermeldeamt, ich möchte doch mich vorstellen, hat man mir gesagt: „Sie können die deutsche Nationalität haben.“ Da hab' ich zur Antwort gegeben: „Ich akzeptiere sie, aber nur unter einer Bedingung: dass ich die französische behalten kann.“ Es war einfach diese Rettung in diesem Land und diese Menschen, die mir die Tür aufgemacht haben. Ich denke dabei an die Direktorin von diesem Heim in Vic-sur-Cère. Die hat sich doch hingegeben, die hat ihr Leben sozusagen fast geopfert für die jüdischen Kinder. Das alles war für mich das Leben. Und die ändern haben mir den Tod bedeutet. Wenn sie mich erwischten hätten, hätten sie mich umgebracht. Das hat in mir gesteckt.

Herr Borg sagte kürzlich in seiner Ansprache, die Gemeinde habe sich auch als französische Gemeinde verstanden.

Das war falsch.

Das stimmt nicht?

Das stimmt nicht. Ich war entsetzt. Dann hat er gesagt: „Eine Frau aus unserer Gemeinde hat ihre vier Kinder in Nancy bekommen.“ Aber ich bin nicht eine Gemeinde, ich bin eine Person für mich selbst. Ich bin nach Frankreich gegangen, nach Nancy, weil ich Angst gehabt habe, dass meine Kinder, wenn sie keine Franzosen sind, wieder das erleben müssten, was ich erlebt habe. Ich wollte, dass sie Franzosen sind. Das stimmt. Aber die Gemeinde, nein, der Senatspräsident war genau so ein Deutscher wie mein Vater. Ein tausendprozentiger Deutscher.

43:00

Nach der zweiten Saarabstimmung und vor dem Beitritt des Saarlandes zur Bundesrepublik verließen viele Juden das Saarland wieder.

Philippe Wachsmann:

Langsam haben wir auch Kontakt gefunden zur nichtjüdischen Bevölkerung, auch durch unsere Kundschaft. Ich hab' mich sehr gut verstanden mit vielen von unseren Kunden. Das waren ja hauptsächlich Schneider. Und die waren wirklich sehr freundlich mit mir. Ja, ich hab' wirklich keine Probleme damals gefühlt, bis damals der Wahlkampf wieder aufbraute und wirklich wieder ein bisschen Nationalgefühl hochkam: zurück nach Deutschland und weg von Frankreich. Es war ja gar keine Rede, dass das Saarland an Frankreich angegliedert werden sollte oder irgend so was, ja. Aber das wurde als Argument damals benutzt. Man hat gesagt: „Wenn ihr 'Ja' wählt, dann ist das eine Anbindung an Frankreich, und eure Kinder müssen zum Militär“, und was weiß ich was. Damals war ja Krieg in Indochina. Und da haben wir uns wieder sehr unwohl gefühlt. Ja, dieser Wahlkampf hat uns sehr sehr – da haben wir uns wieder nicht bedroht

gefühlt, aber unkomfortabel. Das war wieder wirklich ein sehr nationaler Aufmarsch von Argumenten, die wir überhaupt nicht ... Wir haben ja dort gelebt, das war ja ganz, das war nicht reell, die Art, wie die Wahlkampagne damals... Und wir waren natürlich alle für ein unabhängiges Saarland. Es war ja gar keine Rede von Angliederungen an Deutschland, es war ja ...

Ein europäisches Statut war vorgesehen.

Ein europäisches Statut, ja. Das war für oder gegen ein europäisches Statut. Und wir waren natürlich für das europäische Statut und das wurde verändert, die ganze Substanz des Wahlkampfes wurde verändert. Man sagte: „Wenn ihr ‘Nein’ wählt ist das Anbindung an Deutschland“, was an sich gar nicht die Substanz des Kampfes war, „und wenn ihr ‘Ja’ wählt, dann werdet ihr angegliedert an Frankreich“, was ja überhaupt nicht in Frage kam damals. Auf jeden Fall, es wurde ja ‘Nein’ gewählt mit einer enormen Mehrheit, ich glaub’ 77% oder irgend so was. Johannes Hoffmann, das war der Ministerpräsident, der ist abgetreten. Dann hat unser Gefühl, dass wir uns nicht in einem besonderen Land, sondern wieder in Deutschland befinden, uns dazu gebracht, darüber nachzudenken und eine andere Zukunft zu suchen.

47:00

Später gingen die in den 40er und 50er Jahren geborenen Kinder derer, die – oftmals den Eltern zuliebe – zurückgekehrt waren.

Louis Salomon:

Und dann haben wir alle – Fehler oder nicht, ich weiß es nicht – wir haben die Kinder auf’s Deutsch-Französische Gymnasium geschickt. Und die Kinder haben dort von dem französischen Kulturkreis abgekriegt. Und dann sind viele nach Frankreich gewandert, dann nach Israel. War so ‘ne Woge.

Wann war das?

Ja so in den 50er Jahren, die Jugendlichen, die dann herangewachsen, so 50er, 60er Jahre, bis 70er Jahre. Da sind viele nach Israel und woanders hin. Aber dadurch, dass die Kinder die Kultur nicht so mitgekriegt haben, wie wenn sie auf dem richtigen Gymnasium gewesen wären, sind viele abgewandert, und die Gemeinde hat sich nicht normal bilden können.

Ihre vier Kinder sind auch alle weggegangen?

Ja, genau wie die andern. Die haben in Straßburg studiert, in Paris. So, die Tochter, die wohnt in Straßburg, der Mann ist Augenarzt. Der Sohn, den hab’ ich Wirtschaft studieren lassen, Paris, Genf, und ich wollte, dass er’s Bankfach auch lernt, wegen den ganzen Akkreditiven im internationalen Vieh- und Fleischgeschäft. Und er ist auf der Bank geblieben, und ich bin heute froh. Unsere Branche ist tot. Da ist er Bankdirektor in New York; die Kinder sind in Paris geboren.

Also die nachfolgende Generation, die erste wieder im Saarland geborene Generation, die ist fast komplett wieder weggegangen.

Ja, nicht ganz, aber fast.

Nach Frankreich, in die USA, nach Israel ...

Ja, egal, in die Welt.

Hatte das auch etwas zu tun damit, dass sie Deutschland vielleicht doch misstraut haben?

In der Epoche war das Misstrauen nicht so. Natürlich, das bleibt immer zurück, was geschehen ist. Können Sie nicht verwischen.

49:30

Die heutigen Verhältnisse werden meist optimistisch beurteilt – allerdings wird der Optimismus oft auch relativiert. Das Grundvertrauen in die Zivilisation ist und bleibt gebrochen.

Jean Lyon:

Wir wissen ganz genau, dass man uns Juden im Allgemeinen nicht liebt. Aber wir sind nicht die Einzigen. Die Zigeuner liebt man auch nicht. Und es gibt Hass in Jugoslawien. Es gibt Hass in Russland. Es gibt Hass in Afrika. Es gibt auf der ganzen Welt Hass. Minoritäten werden fast nie vertragen. Wir sind doch eine Minorität, seit 2000 Jahren ist das so. Ich bin mit dem Antisemitismus geboren, ich bin daran gewöhnt, und es gibt heute auch noch Antisemitismus, auch in Deutschland. Auch in Frankreich, auch in Belgien. Und wir möchten mit beitragen, dass man uns kennenlernt. Es gibt anständige Juden, aber es gibt auch Juden, die nicht anständig sind. Natürlich, wie bei allen. Es gibt auch Deutsche, die nicht anständig sind und waren, und es gibt auch viele Deutsche, die sehr anständig sind. Also ich hab' in Deutschland viele sympathische, intelligente und bejahende Deutsche kennengelernt, mit denen ich guten Kontakt habe. So mit Ihnen heute. Ich freu' mich sehr über Ihren Besuch.

Haben Sie Vertrauen, dass in Deutschland die demokratischen Verhältnisse stabil bleiben, niemand mehr verfolgt werden wird?

Ich glaube, dass doch Leute verfolgt werden, denn in Deutschland besteht heute ja ein großer Ausländerhass. In Belgien übrigens auch, in Frankreich auch, nicht nur in Deutschland. Man hat doch sehr viel Unruhe mit den Türken z.B. Sie haben sehr viele Türken, wir haben hier sehr viele Marokkaner, Minoritäten. Aber es lässt sich nicht ändern, dass sehr viele Volksstämme heute emigrieren, emigrieren müssen oder wollen. Erstens aus wirtschaftlichen Gründen. Uns geht es hier in Nordeuropa verhältnismäßig sehr gut, und in südlichen Ländern gibt es doch sehr sehr viele Völker, die sehr ärmlich und kärglich leben und schlecht leben können. Wir müssen doch vielen anderen Leuten auch helfen, wir müssen sie gut aufnehmen. Und wir als Juden, wir wissen sehr genau, dass die Gefahr noch besteht, dass der Judenhass wieder sich auswirkt.

Gustave Peiser, Grenoble, geboren 1929 in Saarbrücken:

Ich fahre oft nach Deutschland, ich mache Ferien in Deutschland. Ich habe sehr gute Beziehungen zu den deutschen Studenten. Man hat mir angeboten, die deutsche Nationalität wieder anzunehmen. Das hab' ich abgelehnt, und ich würde auch nicht mein Leben in Deutschland verbringen. Aber wenn es meinen Kindern gefällt find' ich das sehr gut. Für mich persönlich ist das nicht möglich, aber ich bin sehr froh, dass diese Sachen vergessen sind, dass die Sachen überwunden sind.

Wie war das für Sie, wieder in Saarbrücken zu sein 1955?

Och, das war nicht so schlimm. Man hat sich dran gewöhnt. Ich hab' mir die Sachen so angeschaut, und die Sachen hatten sich doch sehr sehr verändert. Und ich wusste, dass ich nicht in Saarbrücken wohnte, aber ich hatte dabei keine besonderen Ressentiments. Ich hab' auch heute keine, nur dass ich nicht in Deutschland mein Leben verbringen würde. Das ist das Einzige.

Würden Sie sich in Deutschland unsicher fühlen?

Überhaupt nicht, nein überhaupt nicht unsicher fühlen, das zweifellos nicht. Erstens bin ich Franzose. Ich fühl' mich auch als Franzose, hundertprozentig. Warum soll ich in Deutschland leben? Ich fühl' mich nicht unsicher in Deutschland. Ich bin oft in Deutschland Rad gefahren, bin oft in Deutschland in Ferien gewesen, ich hab' auch viel gelesen in Deutschland auf der Universität

Deutschland macht ja den Eindruck einer gesicherten Demokratie.

Zweifellos.

Trauen Sie dem Frieden?

Ja, hundertprozentig. Und ich finde das, was Deutschland und Frankreich zusammen gemacht haben in fünfzig Jahren, das ist die schönste Sache, die überhaupt passieren konnte.

Willy Gutmann:

Die ältere Generation hat sich wahrscheinlich nicht viel verändert.
Die jüngere Generation in Deutschland ist anders als früher.

Das heißt, Sie sind einigermaßen optimistisch, dass sich nichts Ähnliches wiederholen wird?

Das kann man nie wissen. Dasselbe kann in Belgien, in Frankreich und überall passieren. Vielleicht nicht so organisiert, aber ...

Wenn Sie den jungen Leute, die dieses Interview sehen werden, einen Rat geben würden, was würden Sie sagen?

Man kann keinen Rat geben, man kann ihnen nur sagen: „Passt auf. Das war geschehen, das kann wieder geschehen. Das Unmenschliche liegt in der Welt.“

Erläuterungen

Erster Teil:

- S. 34: *Frau Bejerano*: als Esther Loewy in Saarlouis geboren, aufgewachsen in Saarbrücken, wo der Vater als Kantor in der Synagoge tätig war. Überlebte Auschwitz als Mitglied des Mädchenorchesters.
- S. 39: *occupation*: Besetzung. Gemeint sind französische Offiziere, Grubeningenieure und Beamte.
Bridge: Kartenspiel
- S. 40: *clan*: hier: eine Bande, Clique
- S. 41: *convocation*: Vorladung
- S. 42: *Ruth Loewy*, Schwester von Esther (s.o.), wurde bei dem Versuch, in die Schweiz zu flüchten, von Grenzern erschossen.
- S. 43: *Bar Mitzwah*: hebr., wörtl.: Sohn des Gottesgebots, feierliche Aufnahme des dreizehnjährigen Knaben in die Gemeinde der Gläubigen.
Kiddusch: der Segen, mit dem im Kreise der Familie der Sabbat eingeleitet wird.
- S. 44: *point de fuite*: Zufluchtsort

Zweiter Teil:

- S. 48: *Affidavit*: affidavit of support, Bürgerschaftserklärung, durch die ein US-Bürger oder ein bereits aufgenommenen Flüchtling sich verpflichtet, für den Unterhalt eines Immigranten aufzukommen, wenn dieser über kein eigenes Einkommen verfügt.
- S. 49 : *mannequin*: Puppe

Léon Blum: Sozialist, von Juni 1936 bis Juni 1937 frnz. Premierminister

Front Populaire: Volksfront, Bündnis von Sozialisten und den linksliberalen Radicaux de Gauche, unterstützt von den Kommunisten; hatte seit Mai 1936 die Mehrheit im Parlament.

S. 50: ...in dem österreichischen Teil von Polen: Polen war zwischen 1772 und 1795 zwischen Russland, Preußen und Österreich geteilt worden. Nach dem Ersten Weltkrieg entstand es wieder als eigener Staat.

S. 51: *Soldaten*: Gemeint sind Uniformierte, wahrscheinlich SA.

S. 54: *Hascharah*: Vorbereitungskurs, in dem Auswanderer von zionistischen Organisationen auf das Leben in Palästina vorbereitet wurden.

Mapai: sozialistisch-zionistische Partei

S. 60: *Torah*: Im engeren Sinne die fünf Bücher Moses, im weiteren Sinne – und wörtlich – bedeutet es „Unterweisung“, Leitfaden zur Lebensführung.

S. 61: ...meine Mutter hat das vielleicht erwähnt in ihrem Interview: gemeint ist ein Radiogespräch aus den siebziger Jahren.

Dritter Teil:

S. 65: *Max Braun*: Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei im Saargebiet

S. 68: *Alfred Grosser*: geboren 1925 in Frankfurt, war 1934 seinen Eltern emigriert. Er wurde 1955 Professor für politische Wissenschaften in Paris und ist in Deutschland durch seine Pressebeiträge und Bücher bekannt geworden.

S. 69: ...*la carpe et le carpillon* : Sprachübung (Diminutiv und Genuswechsel), wörtl. : der Karpfen und das Kärpfchen

S. 71: *trousseaux*: Aussteuerpakete, die von Haus zu Haus verkauft wurden

S. 75: ...*nous avons/ ils ont fait les cons*: wir/ sie haben die Depen gemacht.

Vierter Teil, erstes Band:

S. 78: *Retour dans ses foyers*: wörtl. : zurück nach Hause; Entlassungsschein

S. 82: ...*diese Sterne*: Seit dem 7. Juni 1942 mussten die Juden in Frankreich gelbe sternförmige Abzeichen mit der Aufschrift „Juif“ auf der Kleidung tragen.

passeur: Schleuser, Schlepper, der gegen Bezahlung Fluchthilfe leistet

S. 83: *Papon*: organisierte als Sekretär der Präfektur von Bordeaux Deportationen. Wurde in den 50er Jahren Polizeipräfekt von Paris und in den 70er Jahren Minister. 1997 wegen Verbrechens gegen die Menschlichkeit zu lebenslanger Haft verurteilt.

S. 85: *acte de notoriété* : Beglaubigung

S. 89: *rafle*: Razzia

C'est le juif...: Das ist der Jude Salomon. Man muss ihn anzei gen.

S. 90: *Bridge*: Kartenspiel

Maitre: Rechtsanwalt

de Grosse: Eigennamen

Mais oui, mais oui...: „Jaja, ich nehme ihre Eltern. Meine Frau fährt Samstag, Sonntag nach Louchon. Und dann, wenn alles in Ordnung ist, können ihre Eltern am Montag kommen.“

S. 91: *Eh alors?*: „Und?“

Vous venez chez moi...: „Sie kommen zu mir?“ Ich habe gesagt: „Ja.“ Und er hat gesagt: „Ist es für diese Leute da?“ Und ich habe gesagt: „Das sind meine Eltern, ja.“ „Haben Sie keine Angst. Ich gehe zum Depot von Castres.“ – Seitdem weiß ich, dass das es ein Eisenbahndepot gibt in Castres. Es existiert heute noch. – „Da gibt es einen halben Liter Milch auf den Tisch und Bettlaken im Schrank. Es gibt einen Toilettenstuhl, damit sie so wenig wie möglich runterkommen müssen. Wir kümmern uns um sie. Dass sie sich bloß nicht zeigen! Wir kümmern uns um sie.“

Qu'est-ce qu'on...: „Was bin ich ihnen schuldig? Ich lasse ihnen Geld da.“ – „Aber nein, Madame, das brauchen Sie nicht zu bezahlen.“

S. 92: *Miliz*: bewaffnete Einheiten von Franzosen, die den Besatzungsterror unterstützen.

Ça va aller...: „Das wird schon werden, junge Frau. Sie werden Ihren Sohn noch sehen. Die bleiben nicht. Das sind Hunnen.“

mémé: Oma

Curé: Pfarrer

S. 95: *vél'd'hive*: Vélodrome d'Hiver, Radrennstadion. Am 6. Juli 1942 verhaftete die französische Polizei auf deutsches Geheiß fast 13000 staatenlose und ausländische Juden in Paris. Diese wurden ins Radrennstadion gesperrt und von dort aus deportiert.

Drancy: Wohnsiedlung in Paris, die als Sammellager und Ausgangspunkt der Deportationen nach Auschwitz genutzt wurde.

S. 98: *Affaire Dreyfus*: Hauptmann Alfred Dreyfus, elsässisch-jüdischer Herkunft, wurde 1894, während einer Finanzkrise, die eine antisemitische Welle ausgelöst hatte, trotz erwiesener Unschuld wegen Spionage für Deutschland verurteilt. Die politische Auseinandersetzung hierüber spaltete

die französische Öffentlichkeit und endete mit der vollständigen Niederlage des politischen Antisemitismus.

Vierter Teil, zweites Band:

S. 101: *Maquis*: wörtl.: Gestrüpp, hier: der bewaffnete Widerstand auf dem Lande

filière: wörtl.: Kette, hier: Untergrundorganisation

S. 103: *passeur*: s.o.

S. 105: *exode*: Massenflucht aus Paris im Mai 1940 beim Herannahen der Wehrmacht

S. 107: *tendance de Gaulle*: Anhänger des Generals de Gaulle, der vom Londoner Exil aus den Widerstand gegen Besatzer und Kollaborateure organisiert hatte

succès: Erfolg

Pétain: Feldmarschall, Chef der mit Deutschland kooperierenden Regierung in Vichy

Weygand, Darlan: General bzw. Admiral im Dienste der Vichy-Regierung

S. 111: „*Alors, vous ne parlez...*“: „Also, Sie sprechen kein Deutsch?“ „Nein ich spreche kein Deutsch. Mein Vater war Grubeningenieur an der Saar. Ich war zwei Jahre alt, als wir nach Lens im Norden gezogen sind.“

S. 112: *Écoutez, Madame...*: „Hören Sie, mir können Sie es sagen. Denn wenn Sie nicht die Wahrheit sagen, übergebe ich Sie der Gestapo. Die wird Sie auf der Stelle erschießen. Oder man gibt mir den Befehl, Sie zu erschießen.“ „Aber warum? Ich habe Ihnen nichts getan. Warum müssen Sie mich erschießen?“ „Ach ja? Wenn Sie lügen erschieße ich Sie, und Ihren Jungen auch.“ „Ich sage Ihnen: Ich spreche kein Deutsch.“ „Und der Kleine?“

S. 112: *Bon, maintenant...*: „Gut, ich telefoniere jetzt mit der Präfektur.“

Qu'est-ce que vous voulez...: „Was wollen Sie ? Der Kerl hat gestanden. Was soll ich jetzt plädieren? Man darf niemals gestehen!“

S. 113: *Miliz*: s.o.

S. 114: *rafle du vél d'hive* : s.o.

S. 117: *korrekt*: Œuvre de secours aux enfants, jüdisches Kinderhilfswerk

S. 119: *compartiment*: Abteil

S. 121: *Leclerc*: General de Gaulle

S. 122: *Patton*: amerikanischer Panzergeneral

Fünfter Teil:

S. 124: *École des Sciences Politiques*: Schule (besser : Fakultät) für politische Wissenschaften

S. 125: *Gouverneur Grandval*: Oberst Gilbert Grandval, zunächst Militärgouverneur, nach Gründung des „autonomen“ Saarlands dort Hoher Kommissar Frankreichs

S. 130: *Polenabzug*: gemeint ist die Abschiebung der polnischen Juden 1938; vgl. Teil 2 S.

S. 132: *Vertrag von Rom*: regelte die Übergabe des Saargebiets an das Deutsche Reich; schützte die Juden bis zum 29. Februar 1936 vor den Maßnahmen des Nazi-Staates.

Ehrenbreitstein: bei Koblenz. Dort huldigten am 26. August 1934 bei einer Kundgebung der saarländischen Vereine Zehntausende begeisterte Saarländer Hitler.

S. 135: *Frau Kasel*: erste Sekretärin der wiedergegründeten Gemeinde; ihr Mann war der erste Kantor

S. 136: *Senatspräsident Lewy*: Vorsitzender der Synagogengemeinde nach ihrer Wiedergründung.

Herr Borg: der heutige Vorsitzende

S. 138: *...ich glaub' 77% oder so was*: tatsächlich 67,7%

S. 139: *Akkreditiven*: Anweisungen an Banken, Kredit zu gewähren.